Wag. Leg.
Gs 13 ð
10.154
-4-

E. J. Wagenseil.
Kaufbeuren. 1783.

Historische Unterhaltungen für die Jugend

von

C. J. Wagenseil.

Viertes und leztes Bändchen.

EIGENTHUM
AUGSBURG

Augsburg 1783.
Bey Eberhard Kletts sel. Wittwe und Franck.

Vorbericht.

Es ist kaum nötig, dies lezte Bändchen meiner historischen Unterhaltungen für die Jugend mit einem Vorbericht zu begleiten, doch werde ich hiebey ganz kurz seyn können. Ich bin zufrieden, daß meine Arbeit mit Beyfall und Nachsicht der Kenner ist aufgenom-

men worden und es wird ein Sporn mehr für mich seyn, meine wenigen Kräfte noch öfters zu verwenden, etwas nüzliches zu liefern.

Die Lehrer, welche diese Sammlung mit Nuzen gebrauchen wollen, mögen etwa jede Erzälung, wenn sie solche ihren Zöglingen bekannt gemacht, oder mit ihnen gelesen haben, in Fragen auflösen, erklären, was noch dunkel ist, auf die Folgen hinleiten, die aus weisen oder thörichten Handlungen, aus Tugenden oder Fehlern entstanden sind; die Kinder darauf führen, was etwa geschehen seyn möchte, wenn anders gehandelt worden wäre, u. s. w.

Noch

Vorbericht.

Noch sind viel grosse Männer übrig, von denen ich nichts gesagt habe. Aber ich behalte mir's vor, diese historische Gallerie in einem andern Werk zu vergrössern, so bald es möglich ist und woferne mich das Publikum in diesem Fach nicht für immer die Feder niederlegen heißt.

Einige dieser gegenwärtigen Lebensbeschreibungen sind weitläufiger gerathen, als andere; aber man wird es ihnen, ohne meine Erinnerung, ansehen, was für tresliche Führer ich dabey gehabt habe.

Vorbericht.

Gott lege seinen Segen auf diese Arbeit und lasse sie zum Besten der Jugend, zur Ausbreitung der Rechtschaffenheit und Tugend gereichen, so bin ich genug belont.

Kaufbeuren,
im Hornung 1783.

Wagenseil.

Innhalt.

Innhalt.

× I. Heinrich der Vogler Seite 1.
× II. Otto I. 6.
× III. Cortes 13.
× IV. Rudolph von Habsburg 32.
× V. Karl IV. 37.
× VI. Wenzeslaus 43.
× VII. Maximilian I. 48.
× VIII. Kaspar von Coligny 53.
× IX. Pabst Alexander VI. 66.
× X. Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz 70.
× XI. Heinrich IV. von Frankreich 75.
× XII. Gustav Adolph, König von Schweden 90.
× XIII. Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen 95.
× XIV. Königin Christine von Schweden 99.
× XV. Friedrich Wilhelm der Grosse 111.

Innhalt.

XVI. Ernst der Fromme, Herzog von Gotha Seite 118.
XVII. Moriz von Sachsen 129.
XVIII. Kurze Geschichte der Wiedertäufer 138.
XIX. Thomas Morus 145.
XX. Johann Calas 152.
XXI. Christian Fürchtegott Gellert 164.
XXII. Johann Hartwig Ernst von Bernstorf 173.
XXIII. Anhang einiger Anekdoten und Reden 181.
XXIV. Abschied des Verfassers an seine jungen Leser und Leserinnen 187.

I.

I.

Heinrich I.

Wie sehr Karl der Grosse sich um unser deutsches Vaterland verdient gemacht habe, hab ich euch, meine jungen Freunde und Freundinnen! im dritten Bändchen dieser historischen Unterhaltungen Num. VI. erzält. Nach seinem Tod verschlimmerte sich der Zustand des Reichs, denn da kamen schlechte Regenten, die weder Karls Geist, noch seinen Muth hatten. Die grossen Herren waren immer unter einander uneins, verwüsteten Deutschland durch innerliche Kriege

und widersetzten sich den Königen. Man achtete keine Geseze mehr, sondern wenn einer glaubte, sein Nachbar hab' ihn beleidigt, so gieng er zu keinem Richter, um sich Recht sprechen zu lassen, sondern fiel über den andern her und suchte sich mit Feuer und Schwerd für die zugefügte Beleidigung zu rächen. Dieses nennt man das Faustrecht, weil jeder mit seiner eigenen Faust sich Recht zu schaffen suchte. Das königliche Ansehen mußte notwendig sinken, weil man im zehnten Jahrhundert einen Knaben von sieben Jahren, **Ludwig das Kind**, zum König erwählte.

So war Deutschland beschaffen als **Heinrich I.** auf den Thron stieg. Sein Vorfahr, **Konrad I.**, ob er gleich selbst einen Bruder hatte, empfal ihn zu dieser Würde, weil er wußte, daß **Heinrich** unter allen deutschen Fürsten wegen seiner Klugheit, Macht und Tapferkeit allein im Stande wäre, Deutschlands vorige gute Verfassung nicht nur wieder herzustellen, sondern auch den Ruhm und das Beßte desselben um vieles zu vergrössern. —

Heinrich I. war ein Sohn Herzogs Otto von Sachsen und im Jahr 876 geboren. Schon in seiner Jugend war er im Kriege gegen ein Wendisches Volk so glücklich, daß dieses die Ungarn gegen ihn um Hülfe anrufen mußte. Im Jahr 919 wurde er König der Deutschen. Man nennt ihn gemeiniglich Heinrich den Vogler, oder Vogelsteller, weil diejenigen, die ihm die Nachricht von seiner Wahl überbrachten, ihn beym Vogelfang antrafen. Die Hofnung, die der sterbende Konrad und nun auch ganz Deutschland sich von dem neuen König gemacht hatte, erfüllte Heinrich vollkommen. Er vereinigte die zwey vornehmsten Nationen, Franken und Sachsen, genauer zusammen und munterte auch die Bayern, Schwaben und Thüringer zur Behauptung der allgemeinen Wolfart auf. Lothringen, das ehmals unter deutscher Herrschaft gestanden, unterwarf er auch dem Reich wieder, und zwar ohn' einen einzigen Schwerdstreich. Mit den Ungarn, die Deutschland immer durch ihre Einfälle verwüsteten, schlos er einen neunjährigen Stillstand, um in dieser Zeit der

Ruhe sich in eine Verfassung sezen zu können, daß man sie und die übrigen slavischen Völker, die sich mit ihnen gegen Deutschland vereinigt hatten, gar nicht mehr fürchten dürfte. Den tapfern Deutschen gab er Waffen, aber unter der Bedingung, daß sie solche nicht zum Morden und zu ihren Fehden, sondern nur gegen die gemeinschaftlichen Feinde des Reichs gebrauchen sollten. Er übte seine Unterthanen fleißig in den Waffen und schrieb ihnen noch überdas gute Kriegsgeseze vor.

Eins von Heinrichs grösten Verdiensten ist die Einfürung der Städte.*) Es gab damals noch sehr wenige in Deutschland, besonders in Sachsen und Thüringen, und die Städte in andern Gegenden waren selten mit Mauern umgeben, folglich jedem Anfall offen. Heinrich baute viele neue Städte und unter diesen nennt man Bremen, Gotha, Nordhausen, Quedlinburg, Meissen u. s. w. Er verordnete, daß immer der neunte Mann vom Land in die Städte ziehen und die übrigen achte sollten die Feldarbeiten versehen. Alle

*) Dies widerlegt Spittler in der „Geschichte des Churfürstenthums Hannover" und in einer Vorlesung, zu Göttingen in der Academie der Wissenschaften gehalten. Heinrichs Anstalten giengen zunächst nur auf seine alt-

Alle feyerliche Zusammenkünfte, Hochzeiten, Gastmale und andere Lustbarkeiten sollten nicht mehr auf dem Land, sondern in den Städten gehalten werden. Auch sorgte Heinrich sehr für Policey und den öffentlichen Frieden und wer diesen störte, wurde ohne Ansehen der Person und des Standes bestraft.

Nachdem Heinrich für die innere Ruhe und den Wohlstand Deutschlands also gesorgt hatte, so grif er die slavischen Völker an, um sie zu bezwingen. Er war hierinn sehr glücklich, und auch die Ungarn, als sie nach verflossenem Stillstand wieder in sein Gebiet einen Einfall wagten, schlug er bey Merseburg dergestalten, daß sie sich etliche Jahre nicht mehr nach Deutschland zu kommen getrauten. Den Normännern und darunter besonders den Dänen entrieß er ein Stück Landes und machte es zu einer Vormauer gegen sie.

Soviel Grosses und Wichtiges that Heinrich I. Er hat noch mehr thun wollen, aber sein Tod verhinderte ihn an der Ausführung.

= väterl. und andern eignen Landen in Sachsen und Thüringen u. bezogen sich bloß auf die damaligen individuellen Zeitumstände.

II.

Otto der Grosse.

Ich lasse sogleich auf Heinrich I. seinen würdigen Sohn und Nachfolger Otto I., folgen, welcher seit dem zehnten Jahrhundert bis jezt den Namen des Grossen in der Geschichte behauptet hat. Er kam den 20. Nov. des Jahrs 912 zur Welt. Im Jahr 936, da er eben vier nnd zwanzig Jahr' alt war, wurd' er zum König der Deutschen gewählt. Die Stände des Reichs, die sich aus dieser Ursache zu Aachen versammelt hatten, sezten ihn auf einen Thron und schwuren ihm, mittelst Darreichung der Hände, getreu zu seyn. Der Erzbischof von Maynz bekleidete ihn in der Kirche mit dem königlichen Schmuck und verrichtete die Salbung und Krönung.

Kaum fieng Otto I. seine Regierung an, als er schon in eine Reihe von Kriegen und Unruhen verwickelt wurde, die er aber alle zu seinem Ruhm endigte. Er zog aber, so wie sein Vater, sein Schwerd nur für die allgemeine

meine Ruhe Deutschlands, für Sicherheit und Ordnung. — Ich würde eine weitläufige und für mein Publikum noch wenig nuzbare Arbeit unternehmen, wenn ich all diese Kriege und Händel, Veranlassung und Ausgang derselben beschreiben wollte. Jezt sey es genug, nur im allgemeinen davon zu wissen.

Nach mancherley muthigen Unternehmungen, um Deutschland in Sicherheit gegen auswärtige Feinde und in Ruhe gegen innerliche Zerrüttungen zu sezen, fand Otto Gelegenheit, die verlornen Rechte der Deutschen auf Italien und die Kaiserwürde geltend zu machen. Berengarius II. damaliger König von Italien war ein böser und lasterhafter Fürst. Er wollte die Wittwe Lotharius seines Vorfarens, Namens Adelheid mit seinem Sohn vermälen, und da sie dazu nicht zu bewegen war, wurde sie sehr gemißhandelt und zulezt gar gefangen gesezt. Sie fand Mittel zu entfliehen, kam auf das feste Schloß Canossa und Berengarius belagerte sie darinn. In dieser Noth rief Adelheid den König Otto I.

um Hülfe an, und da er kurz vorher seine Gemalin durch den Tod verloren hatte, erbot sie sich, ihn zu heyraten. Otto, dem diese neue Verbindung grosse Vortheile versprach, eilte um so geschwinder im Jahr 951 nach Italien, befreyte Adelheiden und heyratete sie. Er gieng im folgenden Jahr nach Deutschland mit seiner Gemalin, lies aber seinen Tochtermann, den Herzog Konrad von Lothringen in Italien, um dem Krieg ein glückliches Ende zu machen. Dieß geschah und Otto belehnte grosmüthig den Berengar mit dem Königreich Italien. Hierauf empörte sich in Deutschland sein Sohn Ludolf, Herzog von Schwaben, mit dem sich verschiedene Fürsten verbanden. Auch diese Empörung wurde glücklich gedämpft; aber kaum war in Deutschland die Ruhe hergestellt; so kamen Klagen aus Italien, wo Berengar sehr tyrannisch regierte.

Um diese Zeit war Otto's Ruhm in ganz Europa so gestiegen, daß die entferntesten Fürsten seine Freundschaft suchten, von denen er Gesandtschaften und Geschenke erhielt.

In Italien hatten seine Waffen gegen Berengar sehr glücklichen Fortgang und im Jahr 962 wurd' er vom Pabst zum römischen Kaiser gekrönt. Seit dieser Zeit ist das Kaiserthum beständig mit dem deutschen Reich verbunden geblieben. Der Pabst und die vornehmsten zu Rom schwuren dem Kaiser, beständig treu zu bleiben; sobald aber Otto weg war, hörte die Freundschaft des Pabsts auf. Dieser überlies sich allen möglichen Ausschweifungen, hezte sogar den Kaiser zu Constantinopel und die Ungarn gegen Otto I. auf. Der Kaiser war lange gelind und nachgebend, denn er pflegte zu sagen, der Pabst Johann der Zwölfte sey ein junger Mensch, der sich durch das Beyspiel rechtschaffener Männer wohl noch bessern werde. Als er aber endlich gar Berengars Sohn Adelbert nach Rom rief und sich mit ihm verband, so erschien Otto I. plözlich mit einem Heer und seine Feinde konnten kaum flüchtig werden. Er lies darauf im Jahr 963 eine Kirchenversammlung halten, worauf Johann XII. abgesezt und dagegen Leo VIII. bestätigt wurde. Dies war

kaum geschehen, als sich schon die Römer durch die Pathey des abgesezten Pabsts bewegen liessen, die Waffen gegen den Kaiser zu ergreifen und gegen seinen Pallast anzurücken. Er siegte über die Aufrührer, sie schwuren ihm von neuem Treue, gaben ihm hundert Geiseln aus ihren vornehmsten Familien, die er ihnen aber wieder zustellte und doch — kaum kehrte er Rom den Rücken zu, als man schon Johann XII. wieder zurück berief und Leo VIII. nöthigte, zu dem Kaiser zu flüchten. Johann starb zwar bald, allein ohngeacht ohne kaiserliches Vorwissen keine Pabstwahl hätte sollen vollzogen werden; so wählten sie doch Benedict den Fünften. Otto zog gegen Rom und nöthigte sie zur Uebergabe, lies Benedicten ab, und Leo VIII. wieder in seine Würde einsezen. Auch den Berengar und dessen Familie bekam er in seine Gewalt, die er nach Deutschland schickte. Berengar und die Seinigen starben zu Bamberg, der Pabst Benedict aber zu Hamburg und jezt erst saß Otto auf dem Römischen Kaiserthron fest, weßhalb er im Jahr 965 ganz ruhig nach Deutsch-

Deutschland gieng. Er mußte im folgenden Jahr wieder nach Italien und als er wieder zurück kam, beschlos er im Kloster Memleben an der Unstrut, seine Tage im Jahr 973.

So war seine ganze Regierung mit Kriegen, Empörungen und Zwistigkeiten erfüllt und dennoch hat er mancherley heilsame Anstalten gemacht, die sonst nur Kinder des Friedens und der Ruhe sind. Er wandte seine Sorgfalt auf Religion, Kirche und Geistliche, besonders war er gegen diese leztern sehr freygebig. Für die Wissenschaften konnt' er bey seinem unruhigen Leben nichts thun, oder doch gar wenig.

Man darf es sagen, daß seit Karl des Grossen Zeiten kein so würdiger Fürst über Deutschland, als Otto I., geherrscht hatte und mitten unter Kriegen und Schlachten behielt er immer ein sanftes, wohlthätiges Herz. Seine Kriege waren alle gerecht; er suchte sie nicht, sondern mußte aus Notwendigkeit und für das Beste seines Vaterlandes das Schwerd

zie-

ziehen. Er war ein grosser Feldherr, unerschrocken, tapfer und standhaft in allen Gefaren. Gegen seine Feinde war er gelind, gnädig und versöhnlich. Beleidigungen und Fehler seiner Freunde vergaß er. Obgleich ein beständiger Krieger, so war er doch friedliebend, fest in seinen Entschlüssen, treu in Beobachtung seiner Bündnisse und Freundschaften und dankbar gegen jeden, der sich um ihn verdient gemacht hatte. So wie er vor der Welt erschien, eben so war er in seiner Familie und im täglichen Umgang: gütig und edel.

III.

III.

Cortes.

Den Entdecker von Amerika, Christoph Columbus, hab' ich im dritten Stück dieser kleinen historischen Gallerie dargestellt, nun ist es auch der Mühe werth, eine kurze Erzälung von dem Eroberer Mexiko's, Cortes, einzurücken. *)

Ferdinand Cortes ist zu Medellin einem Städtchen der spanischen Provinz Estremadura im Jahr 1485 geboren und stammte von einem edeln, aber nicht sehr begüterten Geschlecht her. Er studirte anfangs die Rechtsgelehrsamkeit auf der Akademie zu Salamanka, allein bald kehrte er wieder zurück in seine Vaterstadt und beschäftigte sich mit muntern

*) Es hat zwar von beyden Männern erst kürzlich Herr Campe gehandelt, in seinem Buch: „Die Entdeckung von Amerika, ein angenehmes und nützliches Lesebuch für Kinder und junge Leute. Zwey Theile." Indeß werden, denk ich, meine kürzere Erzälungen nicht überflüßig seyn.

tern Zeitvertreiben und Kriegsübungen. Er war in diesem Alter so ungestümm und wild, daß sein Vater froh war, weil er sein Glück auswärts im Krieg versuchen wollte. Er folgte im Jahr 1511 dem Diego Velasques nach Amerika, wo er sich auf dem Zuge nach Cuba so sehr hervorthat, daß er nicht nur die Gunst dieses Statthalters, sondern auch Belonung an Ländern und Sklaven erhielt und zum Befelshaber ernannt wurde. Er strengte nun allen seinen Eifer an, machte sich bald zur Reise fertig und betrug sich bey dem ganzen Unternehmen sehr löblich. Aber kaum war er abgereißt, so erwachte die Eifersucht in dem Herzen des Velasques und andere fanden es vortheilhaft, sie noch mehr zu vergrössern. Er wollte dem Cortes seine Befelshaberstelle wieder abnehmen und ihn gefangen sezen lassen: allein dieser hatte sich bey seinen Untergebenen schon dergestalt in Hochachtung gesezt, daß sie ihn baten, seinen Posten nicht zu verlassen und sie ferner anzuführen, sie wollten ihm mit dem lezten Tropfen Bluts beystehen. Cortes war leicht zu bewegen, weil

er

er selbst Lust hatte, die Anschläge des Valesques zu vereiteln, schwur seinen Soldaten, sie nicht zu verlassen, sondern sie in das reiche Land zu führen, wohin ihre Wünsche so lange schon gerichtet waren.

Cortes gieng auf nichts geringers, als auf die Eroberung des Mexikanischen Reichs aus, das grösser war, als alle Königreiche, die Spanien gehörten, zusammengenommen; und doch waren seine Zurüstungen so klein, daß man heut zu Tag darüber erstaunen mus. Als er in diesem Reich gelandet hatte, so trat er mit dem Monarchen der Mexikaner Montezuma in Unterhandlung, wunderte sich aber nicht wenig, als man ihm verbot, mit seinen Truppen der Hauptstadt näher zu kommen und sich länger in diesen Staaten aufzuhalten. Allein Cortes beharrte bey seinem ersten Entschluß sehr standhaft, machte neue Anschläge und hatte Geschicklichkeit genug, sie durchzusezen. Er legte eine Kolonie an, und lies eine Obrigkeit wählen, welcher die Staatsverfassung anvertraut seyn sollte. Er selbst legte sein

Kom=

Kommando nieder, wurde aber von seinem neuen Rath — so wie er es schon vorbereitet hatte — zum Oberrichter der neuen Kolonie gewählt und zum Feldherrn des Heeres. So hatte nun Cortes von seiner ehemaligen Abhängigkeit von dem Statthalter von Cuba, Valesques, sich gänzlich frey und los gemacht. Er behauptete sein Ansehen gegen Valesques Anhänger, die wohl voraussahen, wo es hinauswollte, sehr ernstlich und mit Hülfe des mexikanischen Goldes kamen seine Wünsche gemeiniglich zum Ziel.

Auch von den Indianern wurde Cortes sehr mit Ehrfurcht betrachtet, denn die Zempoallaner bewarben sich um seine Freundschaft, und als Montezuna sie deswegen abstrafen wollte, so gehorchten sie nicht nur seinen Befelen nicht, sondern nahmen sogar seine Officiere gefangen und mishandelten sie sehr schimpflich. Hätte nicht Cortes sie noch gerettet, so wären sie ohne anders den Göttern geopfert worden. Diese Zempoallaner und auch die Totonaquen unterwarfen sich frey-

willig der spanischen Krone und versprachen dem Cortes, ihn mit all ihren Truppen auf dem Zug nach Mexiko zu begleiten.

Cortes, so groß nun auch sein Ansehen war, sah demohngeachtet wohl ein, daß es nicht auf einem zu festen Grund ruhe, und bemühte sich daher um die Bestätigung seines Rechts zu Kommandiren vom Könige von Spanien. Indem er ein Schif ausrüstete, welches verschiedene Geschenke nach Castilien bringen sollte, so wurde eine Zusammenverschwörung entdeckt, die einige dem Velasques ergebene Soldaten und Seeleute angesponnen hatten. Ob nun wohl alle schlimme Folgen bereits von Cortes abgewandt waren, so wurd' er doch ängstlich darüber. Er sah das Misvergnügen vieler unter seinen Truppen; bemerkte, daß sie der Strapazen des Dienstes überdrüßig wären und wußte, daß wenn wenige nur abfallen würden, so müßte er all sein Unternehmen aufgeben. Er mußte also auf Mittel denken, einen Rückzug ganz unmöglich zu machen und in dieser Absicht

zerstörte er seine ganze Flotte, nachdem er vorher seinen Soldaten vorgespiegelt hatte, wie nöthig und nüzlich dies Beginnen sey. So liessen sich nun fünfhundert Mann freywillig in ein feindliches und mit mächtigen Völkern angefülltes Reich einsperren, sich alle Wege zur Flucht gänzlich abschneiden und mußten sich entschliessen, entweder zu siegen oder zu sterben.

Nichts hielt nun den Cortes mehr auf, tiefer ins Land hineinzurücken. Er that es, und rückte am 16. August des Jahrs 1519 von Zempoalla mit fünfhundert Mann, fünfzehn Pferden und sechs Feldstücken aus. Es geschah nichts merkwürdiges auf seinem Zug, bis er an die Gränzen von Tlascala kam. Die Einwohner dieser Landschaft waren sehr kriegerisch, und ob sie gleich abgesagte Feinde der Mexikaner waren und Cortes hoffte, sie würden ihn darum freundschaftlich aufnehmen, weil er auszog den Montezuma zu demütigen, so thaten sies doch nicht, ergriefen die Waffen und Cortes war genöthiget, sich zu

ver=

vertheidigen. Vierzehn Tage bestürmten sie ihn fast ohne Aufhören, indeß thaten sie ihm doch wenig Schaden, denn sie hatten weder Ordnung noch Kriegszucht. Endlich mußten sie sich ergeben und im Friedensschluß wurde ausgemacht, daß sie künftig dem Cortes bey all seinen Unternehmungen beystehen wollten. Dagegen versprach er ihnen sowohl ihre Person als Besizungen gegen alle Gewalt und Beleidigungen zu schüzen und zu vertheidigen.

Cortes blieb zwanzig Tage lang zu Tlascala und genos von den Einwohnern der Landschaft alles Gute. Bald aber hätt' er durch seinen unbesonnenen Religionseifer alle gute Eindrücke wieder ausgelöscht. Er sah sich, wie alle die damaligen amerikanischen Abentheurer, für ein Werkzeug der Vorsehung an, wodurch sie die christliche Religion überall ausbreiten wolle. Noch zu rechter Zeit verhinderte ihn ein würdiger Geistlicher seines Heeres, daß er nicht gegen die Talascaner Gewalt brauchte, weil sie nicht sogleich ihren Göttern absagen und seine Religion annehmen wollten.

Sobald die Truppen etwas ausgeruht hatten, so beschlos Cortes, seinen Zug nach Mexiko fortzusezen und sechstausend Talascaner begleiteten ihn. Sie marschirten nach Cholula, wohin Montezuma die Spanier eingeladen hatte. Ob man sie gleich sehr freundschaftlich empfieng, so wurden doch heimlich Anstalten zu ihrem Untergang getroffen. Cortes vernahm alles, lies die Einwohner unversehens angreifen, und da sie vor Bestürzung nicht wußten wie ihnen geschah, so wurden die Strassen mit Verwundeten und Todten angefüllt. Der Tempel, wohin die Priester und einige der Vornehmsten geflohen waren, wurde angezündet und sammt ihnen verbrannt. Sechstausend Cholulaner wurden in zwey Tagen erschlagen und kein einziger Spanier kam dabey um. Nun befal Cortes, die entflohenen Bürger wieder zurück zu berufen und Ordnung in der Stadt wieder herzustellen, welches auch in wenigen Tagen geschehen war.

Von Cholula rückte Cortes gerade nach Mexiko, das zwanzig Meilen davon lag.

Er sah überall Mißvergnügen über Montezuma's Regierung und dies stärkte seine Hofnung, diesen stürzen zu können, nicht wenig. Cortes war beynah an den Thoren von Mexiko und Montezuma noch unentschlossen, ob er ihn als Freund oder Feind empfangen wollte. Endlich kamen sie zusammen, man wies den Spaniern Quartiere an, und Montezuma gab dem Cortes sehr freundschaftliche Besuche, aber die Talascaner riethen, diesem Fürsten nicht zu viel zu trauen, weil sie erfaren hatten, daß es der Rath der mexikanischen Priester gewesen war, die Spanier freundschaftlich in die Hauptstadt aufzunehmen, um sie hernach desto leichter niedermachen zu können. Die Soldaten glaubten es, und selbst Cortes machte die nämlichen Bemerkungen; daher entschlos er sich, den Montezuma in seinem eigenen Pallaste gefangen nehmen zu lassen. Die meisten seiner Officiere waren es zufrieden und der Anschlag wurde ohne Verzug ausgeführt. Nach vielem Wortwechsel hin und her, mußte sich endlich Montezuma entschliessen, Gefangener der

 Spa=

Spanier zu seyn und seine eigene Leute trugen ihn in stillem Pomp und unter heissen Thränen in die spanischen Quartiere. So nahmen diese wenige Fremdlinge einen mächtigen Fürsten in seiner eigenen Hauptstadt ohne einen Tropfen Bluts zu vergiessen, gefangen. Dies ist ein Vorfall, der sowohl an Verwegenheit des Unternehmens, als an Glück in der Ausführung, in der ganzen Geschichte seines gleichen nicht hat. — Man begegnete zwar dem Montezuma mit anscheinender Freundschaft und Ehrerbietung, allein das währte nicht lange, so mußt' er sich mancherley Beschimpfungen ausgesezt sehen. Die vornehmsten Mexikaner wurden grausam hingerichtet, weil sie sich an einem Spanier vergriffen hatten, dadurch unterhielt Cortes den Wahn, daß die Spanier etwas mehr als Menschen seyn und daß es unter allen Freveln der entsezlichste sey, einen Spanier umzubringen.

Obgleich Montezuma im spanischen Quartier alle Staatsgeschäfte besorgte, und die Befehle unter seinem Namen ausgiengen;

so hatte sich doch Cortes durch die Gefangennehmung dieses Monarchen die gröste Gewalt im mexikanischen Reich erworben, und er übte unter dem Namen eines andern die unumschränkteste Gewalt aus, die er sich sehr zu Nuze machte, so daß er es endlich wagen konnte, dem Montezuma zuzumuthen, er sollte sich für einen Vasallen der spanischen Krone erkennen, seine eigene Krone zum Lehen nehmen und jährlich einen gewissen Tribut bezalen. Montezuma war so in der Enge, daß er sich zu dieser kränkenden und demüthigenden Forderung gedultig bequemte. So sehr er aber hierinn und in andern Dingen nachgegeben hatte; so war er doch in Absicht auf Religion unbeweglich geblieben. Cortes gieng in seinem unbesonnenen Religionseifer so weit, daß er die Götter der Mexikaner mit Gewalt in den Tempeln zerstören wollte, aber die Priester und das Volk sezten sich zur Wehre und von diesem Augenblick waren sie darauf bedacht, die Spanier entweder zu vertreiben, oder sonst aus dem Wege zu räumen, weil sie glaubten, es sey ihre Pflicht, die Götter

ter zu rächen. Montezuma verlangte Cortes Abreise und dieser willigte zum Schein in sein Begehren, nur bat er sich aus, vorher neue Schiffe bauen zu dürfen, weil diejenigen, worinn er angekommen, zertrümmert seyen. Indeß war er doch in gewaltiger Verlegenheit und diese wurde noch dadurch vermehrt, daß eine von Valesques ausgerüstete Macht erschien, die ihm und den seinigen den Untergang drohte. Er war in Unruhe, was er thun sollte. Es war nicht rathsam, den Anmarsch der Truppen zu erwarten und noch weniger thunlich, Mexiko zu verlassen, den Montezuma in Freyheit sezen und dann all seine schöne Plane aufzugeben, alle bisherige Schritte vergebens gemacht zu haben. Er entschloß sich also, zuerst mit Narvaez, dem Anführer jener Völker, in Unterhandlung zu tretten, und da dieser sich zu nichts verstehen wollte; so rückte Cortes mit den Waffen als Feind gegen ihn aus, überfiel ihn bey Nacht und siegte. Die Soldaten des Narvaez lockte er nun an sich und verstärkte durch sie seine Macht um ein grosses Theil. — Die Mexikaner

kaner hatten indeß gegen die Leute, welche Cortes in der Hauptstadt zurücklies, das Gewehr ergriffen. Als Cortes diese Nachricht vernahm, machte er sich auf und zog so schnelle wieder nach Mexiko, als er vorher weggegangen war. Er betrug sich aber etwas unvorsichtig, spottete über den Montezuma und empörte dadurch die Wuth der Mexikaner noch heftiger. Sie rückten aus, um das spanische Quartier zu stürmen. Cortes grief sie zwar wieder an, es fiel eine grosse Menge von Mexikanern, ein Theil der Stadt lag in der Asche; allein die Spanier mußten doch, müde vom Morden und von unzähligen Feinden gedrängt, mit Verdruß zurückziehen, ohne eben etwas entscheidendes ausgerichtet zu haben. — Den folgenden Tag rückten die Mexikaner zu einem neuen Sturm an. Da erschien Montezuma in seinem königlichen Schmuck und hielt eine Rede, um sie zu besänftigen, allein ihre Wuth war so ausgelassen, daß der unglückliche Monarch durch zwey Pfeile verwundet und durch den Wurf eines Steins an den Schlaf zu Boden geworfen wurde, worauf er bald starb.

Nach vielen Gefechten und ausgestandenen Beschwerlichkeiten fand Cortes für nöthig, von Mexiko eine Weile abzuziehen. Dies geschah im Jahr 1520. Er gieng zu seinen Bundsgenossen nach Tlascala, pflegte der Ruhe, dämmte den Geist des Mißvergnügens und der Aufruhr unter seinen Soldaten und nachdem er einige Verstärkungen erhalten hatte, rückte er im folgenden Jahr 1521. aufs neue gegen Mexiko an. Die Belagerung gieng langsam und hatte viele Schwierigkeiten, so daß sich endlich Cortes entschlos, die Stadt mit Sturm zu erobern. Der Angriff geschah, aber die Spanier wurden zurückgeschlagen, mehr als sechzig kamen um und etliche vierzig wurden von den Mexikanern gefangen genommen und dem Kriegsgott aufgeopfert. Cortes, so ängstlich und unruhig er war, mußte dennoch die größte Ruhe und Standhaftigkeit zeigen, um nicht seine Leute abzuschrecken. Er wurde von vielen seiner indianischen Bundsgenossen verlassen, aber durch Klugheit gewann er ihre Freundschaft wieder. Jezt wählte er einen andern Plan zum Angriff und die-

dieser gieng glücklicher von statten. Von aussen rieb der Krieg die Mexikaner auf und innerhalb der Stadt fieng der Hunger an sie zu verzehren. Endlich als ihr Monarch, Guatimozin, gar gefangen genommen wurde, so hörte der Wiederstand der Mexikaner völlig auf, und Cortes nahm den kleinen noch nicht zerstörten Theil der Hauptstadt in Besiz. So endigte sich die Belagerung von Mexiko, welche fünf und siebenzig Tage gewährt hatte, und eine der denkwürdigsten Begebenheiten in der Eroberung von Amerika ist. Am dreyzehnten August des Jahrs 1521. fiel das große mexikanische Reich den Spaniern in die Hände.

Die Spanier machten von Schäzen und Reichthümern nur eine geringe Beute, denn Guatimozin, der sein Schicksal vorausgesehen, hatte alles in die See werfen lassen und die indianischen Hülfsvölker schleppten auch einen großen Theil der Beute hinweg. Darüber murrten die Sieger, und Cortes, nach einigen vergeblich angewandten Bitten, Gründen und Verheissungen, war endlich schwach

genung,

genug, den wüthenden nachzugeben und lies den Guatimozin nebst seinem Minister auf die Folter spannen, um die Entdeckung der kaiserlichen Schäze zu erpressen, weil man wähnte, daß diese sie versteckt hätten. — Guatimozin ertrug alle Qualen, die ihm seine unbarmherzigen Henker anthaten, mit schweigender Geduld. Der Minister erlag ihnen, und blickte wehmütig seinen Herrn an, gleich als wollte er ihn um Erlaubniß anflehen, alles entdecken zu dürfen. Allein Guatimozin fragte ihn ganz gelassen: Meynst du denn, daß ich hier auf Rosen liege? — Der Minister verstund die Frage, lies keinen klagenden Laut mehr hören und verschied. Cortes schämte sich des entsezlichen Anblicks und rettete das Leben des gequälten Fürsten, da es glücklicher Weise noch nicht zu spät war.

Indeß Cortes für sein Vaterland so weitläufige Länder eroberte, und sich neue Wege zu künftigen Eroberungen bahnte, sah man ihn am spanischen Hof für einen ungehorsamen und aufrührischen Unterthanen an. Es erschien ein

ein Schif, auf welchem er gefangen weggefürt werden sollte. Zum Glück war der, welchen man in dieser Absicht gesandt hatte, ein feiger und einfältiger Mann, den Cortes so zu behandeln wußte, daß er ohne seinen Auftrag ausgerichtet zu haben, wieder umkehrte. Jezt schickte Cortes eine neue Gesandtschaft an Karl V., die einen vollständigen Bericht von seinen Thaten und zugleich den Theil der Beute, welcher für den Kaiser bestimmt war, diesem zu Füssen legen mußte. Karl billigte alle die Schritte, welche Cortes gethan hatte, beehrte ihn mit der Würde eines Statthalters und Unterkönigs von Neuspanien, und ernannte zugleich eine Komißion, welche die Ansprüche des Valesques, Statthalters von Kuba, untersuchen sollte. Cortes stund jezt auf dem Gipfel des Glücks, aber in eben dem Grad, in welchem sein Glück empor stieg, sanken seine Tugenden herab. Da die Mexikaner sich zur Knechtschaft nicht fügen wollten, so lies es Cortes geschehen, daß z. E. in der Provinz Panuko auf einmal sechzig Kaziken und vierhundert mexikanische Edle lebendig verbrannt

braunt wurden. Um dies tragische Schauspiel noch schrecklicher zu machen, wurden die Kinder und Anverwandte dieser Unglücklichen hingetrieben, um Augenzeugen ihrer Qualen zu seyn. Auf einen sehr schwachen Verdacht gegen den Guatimozin, als unterstüze er die Anführer, lies man ihn, nebst noch zwey Kaziken, am hellen Tage, auf öffentlicher Strasse aufhängen.

Cortes Verfaren wurde nun am spanischen Hofe bekannt und da wurde beschlossen, Kommissarien nach Mexiko zu schicken, die Sache zu untersuchen und nach Befinden der Umstände ihn nach Spanien zu liefern. Obgleich sein Richter, eh er noch etwas beginnen konnte, gestorben war; so kam doch ein anderer, und Cortes, der es erfur, ärgerte sich gewaltig, seine ungeheure Arbeiten nun so gelont zu sehen. Er entschloß sich daher, noch vor Ankunft seines Richters nach Spanien zu segeln, um die Entscheidung seiner Sache auf die Gnade und Gerechtigkeit seines Königs ankommen zu lassen. Dieser empfieng ihn auf-

ſerordentlich gnädig, beſchenkte ihn, aber zur Regierung von Neuſpanien konnt' er doch nicht gelangen.

Cortes gieng wieder nach Mexiko, aber von nun an war ſein Leben eine Kette immerwährender Verdrüßlichkeiten. Er machte noch neue Entdeckungen, allein da man ihm immerfort das Leben verbitterte, ſo reißt' er wieder nach Spanien, um ſeine Beſchwerden Karl V. perſönlich vorzutragen, aber — kaltſinnig wurde er empfangen, nachläßig angehört und mit Geringſchäzung abgewieſen. So verfloſſen ihm ſechs traurige Jahre und endlich machte Gram und Unwille ſeinem Leben ein Ende. Er ſtarb den zweyten December 1547. im 62. Jahr ſeines Alters und ſein Körper wurde auf ſein ausdrückliches Verlangen nach Neuſpanien hinüber geführt. So konnt' er wenigſtens in dem Land, das er mit Mühe, Schweis und Gefaren für ſeine Landsleute erobert hatte, im Tode ausruhen.

IV.

Rudolph von Habsburg.

Der Römische Kaiser, **Rudolph I.** war ein Sohn **Albert des Weisen**, Grafen von Habsburg, und nach vieljährigen Unordnungen sezten ihn die deutschen Kurfürsten auf den Thron. Er war reich und mächtig genug, um das kaiserliche Ansehen behaupten zu können, und doch nicht so mächtig, daß die deutschen Fürsten ihrer Rechte und Freyheiten halber besorgt seyn durften. In seiner Jugend diente er dem König von Böhmen **Ottokar**, und legte vielfältige Proben seiner Klugheit und Tapferkeit ab, die durch seine Rechtschaffenheit und den thätigen Eifer, den er in allen Dingen spüren lies, noch schäzbarer geworden sind. Mit diesem **Ottokar** bekam **Rudolph** gleich bey dem Antritt seiner Regierung Verdrüßlichkeiten. Denn ob er gleich als Kurfürst durch seinen Gesandten der Wahl beywohnte, so wollte er doch **Rudolphen** nicht als Kaiser erkennen. Dieser mußte sich also bequemen, ihn durch die Waffen dazu zu

zwin=

zwingen; es hätte aber leicht übel ablaufen können, wenn nicht das Glück dem Kaiser auf eine ausserordentliche Weise günstig gewesen wäre. Seine Räthe fragten ihn zu Maynz: wovon er denn seine Armee zu bezalen gedenke? Diesen soll Rudolph geantwortet haben: „Gold und Silber hab' ich nicht, und an nicht gangbarer Münze führ' ich noch fünf Solidos *) bey mir. Das beste war, daß in Deutschland alles dem Kaiser zufiel und daß er auf den Beystand der ersten Kurfürsten rechnen durfte. Der Krieg war bald geendet, aber bey der Belehnung Ottokars mit Böhmen und Mähren, (denn Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Görz und Portenau mußt' er ganz abtretten.) ereignete sich eine Begebenheit, die Rudolphen nicht lange in Ruhe lies. — Ottokar kam mit grosser Pracht angezogen, der Kaiser aber blieb bey dem Lehensakt in seinem einfachen grauen Rock, den jener oft verspottet hatte. Der böhmische König bildete sich ein, die Belehnung

*) Nach unserm Geld ohngefähr 10. Kreuzer.

nung würde ganz geheim in einem Zelt vor sich gehen, als er aber vor Rudolphen auf den Knien lag, lies dieser augenblicklich das Zelt auseinander schlagen, und die deutsche sowohl als böhmische Armee konnte das mit ansehen. Darüber ärgerte sich der stolze Ottokar so sehr, daß der Krieg aufs neue wieder ausbrach. Der Kaiser siegte und Ottokar verlor in der Schlacht bey Wien im Jahr 1278. sein Leben. Nunmehr sorgte der Kaiser ernstlich für die Beruhigung Deutschlands. Er befestigte den Landfrieden und lies die in grosser Menge erbauten Raubschlösser zerstören. Die Fürsten mußten versprechen, Beleidigungen nicht mehr durch Gewaltthätigkeiten zu rächen, sondern sich gerichtlicher Mittel zu bedienen und sich denen zu widersezen, die anders handeln würden. Er reißte selbst in Deutschland herum, saß zu Gericht, hörte die Partheyen an, vergliech die Fehden oder dämpfte die Unruhen mit Schärfe. Einmal verurtheilte er selbst dreyßig räuberische Edelleute, die den Landfrieden gebrochen hatten, zum Tode. Einem rebellischen und händelsüchti-

süchtigen Grafen von Würtenberg nahm er seine Schlösser, lies die Mauern seiner Hauptstadt Stuttgard niederreissen und zwang ihn, friedliebend und ruhig zu werden.

Einige haben Rudolphen Vorwürfe darüber gemacht, er habe sich zu wenig um Italien bekümmert, vielen mächtigen Städten darinn die Freyheit um Geld verkauft, und überhaupt den schuldigen Gehorsam auswärtiger Nationen nicht zu erhalten gesucht. Allein es geschieht ihm zu viel. Rudolph wußte zu gut, wie die vorigen Kaiser gemeiniglich in Italien behandelt worden sind, er scheute die Kosten eines solchen Zuges, und da in Deutschland selbst genug zu thun war, so konnt' er unmöglich auch auswärtige Reiche im Gehorsam erhalten. Er liebte sein Vaterland, und darum lag es ihm am Herzen, demselben Sicherheit und Ruhe zu verschaffen. Indeß erhielt er doch den grösten Theil der Lombardey und Toscana, oder das heutige Florentinische, im Gehorsam. Hätt' er länger gelebt, so wären vielleicht noch Mittel von ihm

erfunden worden, die Grenzen des deutschen Reichs zu erweitern. Aber der Tod übereilte ihn im Jahr 1291. zu Germersheim, eh er noch die Stadt Steier, in welcher er sterben wollte, erreichen konnte.

Rudolph — der Stammvater des österreichischen Hauses — hat den Gebrauch der deutschen Sprache in Gesezen und andern feyerlich ausgefertigten Schriften mehr befördert,*) auch in Deutschland zuerst eine Art von Schifbrücken erfunden. Sein Herz war so rechtscheffen, daß die Nation von einem, der sein gegebenes Wort nicht hielt, zu sagen pflegte: Dieser hat Rudolphs Redlichkeit nicht.

Er hat Deutschland die Ruhe hinterlassen, aber leider hörte sie bald nach seinem Tod wieder auf.

*) Das erste öffentl. Document in teutscher Sprache ist der Reichs-Abschied vom Jahr 1235 gewesen. [illegible] de epocha linguae Theotiscae in publicis imperii [illegible]ibus in den Comment. reg. Soc. Goett. Scient. 1780 Vol III.

V.

V.

Karl IV.

Unter der Regierung des einsichtsvollen und treflichen Kaisers Ludwig von Bayern, war Deutschland fast in beständiger Unruhe. Der Pabst, dem er nicht ergeben war, drang bey den Fürsten des Reichs darauf, daß sie den Markgrafen Karl von Mähren, einen Sohn des Königs von Böhmen, zum Kaiser wählten. Ludwig behielt demohngeacht bis an seinen Tod die Oberhand nnd erst zwey Jahre hernach kam Karl — der in der deutschen Geschichte der Vierte heißt, — zum ruhigen Besiz des Reichs. Er war mächtiger als seine Vorgänger, in gutem Verständniß mit den Päbsten, hatte Fähigkeiten zu regieren und war tapfer und lebhaft. Zudem daurte seine Regierung fast dreyßig Jahre, und dies alles zusammengenommen sezte ihn in den Stand, viel rühmliches und grosses für Deutschland auszuführen. Er war beynahe der gelehrteste Fürst seiner Zeit, wußte ausser der lateinischen noch mehrere europäischen

Sprachen, hatte Wiz und die Gabe der Beredsamkeit.

Sein Vorfar hatte mit dem Pabst, wie ich schon gesagt habe, beständig Verdrüßlichkeiten und da Karl IV. ihm seine Erhebung auf den Thron zu danken hatte, so mußte er Dinge versprechen, die nun wohl nie mehr einem Pabst versprochen werden möchten. Z. E. Der Pabst forderte und lies es sich vorläufig durch einen Eid versprechen, daß Karl alle Handlungen und Verordnungen, die Ludwig von Bayern in Absicht Italiens gemacht hatte, aufheben, den Päbsten alle Länder, welche sie an sich gezogen, überlassen, vor seiner Krönung nicht nach Rom kommen und sobald diese verrichtet sey, am selbigen Tage sie und den ganzen Kirchenstaat verlassen und sich ohne päbstliche Erlaubniß niemals mehr daselbst einfinden sollte; u. s. w.

Er gieng nach Italien, wo man ihn sehnlich erwartete, folgte aber genau der Vorschrift des Pabsts, verlies ganz heimlich Rom

noch

noch am Tage seiner Krönung und gieng eilends wieder nach Deutschland zurück. Zwar kam Karl noch einmal, auf Verlangen des Pabsts nach Rom, richtete aber nichts zu dessen Vortheil aus, sondern schadete vielmehr Italien und Deutschland.

Auf die Vergrösserung seines Hauses und seiner Erbländer war er äusserst bedacht und kaum hat jemals ein Kaiser in diesem Stück so viel Geschicklichkeit besessen. — Das deutsche Reich hat ihm ein merkwürdiges Grundgesez zu danken, nehmlich die goldne Bulle. Bisher waren immer Uneinigkeiten bey den Kaiserwahlen, die Päbste wollten sich vielerley Rechte und Freyheiten dabey herausnehmen, wie ihr schon verschiedentlich gehört habt. Es kam nun darauf an, allen Streitigkeiten in der Folge zu wehren und die Päbste ganz von den Kaiserwahlen zu entfernen. Dies suchte Karl IV. durch dieses berühmte Reichsgrundgesez zu Stande zu bringen. Hierinn wird die Art und Weise einen Kaiser zu wählen festgesezt, es werden die Rechte der Kur-

fürsten bestimmt, Verordnungen wegen des Faustrechts gemacht u. s. w.

Die Grossen dieser Erde haben mehrmals Geseze gegeben und sie selbst am schlechtesten gehalten. So that auch Karl IV. Ob er gleich in der goldnen Bulle vorgeschrieben hatte, daß die Kurfürsten bey einer vorzunehmenden Kaiserwahl ihre Stimmen unentgeltlich, blos zur Ehre Gottes und zum Besten des deutschen Reichs geben sollten: so sagen die Schriftsteller doch durchgehends, daß er, um seinem Sohn Wenzel die Nachfolge zu versichern, die Stimmen der Kurfürsten um Geld gekauft, und nennen sogar die Summe von hunderttausend Gulden, die er einem jeden geboten habe. Sie sezen ferner hinzu, weil er nicht im Stande gewesen sey, das Geld aufzubringen, so habe er sie mit Reichsgütern dafür befriedigt. — Ich muß euch noch sagen, warum man das Reichsgesez, von dem ich vorhin geredet habe, die goldene Bulle nennt. Es wurde nemlich bey der schriftlichen Ausfertigung desselben ein goldnes

Siegel

Siegel daran gehängt und davon hat es seinen Namen erhalten.

Die schwäbischen Reichsstädte besonders hatten viele Klagen gegen Karl IV. Um sein Haus zu vergrössern, that er alles und wenn es auch mit dem Schaden eines andern geschehen mußte, das denn freylich höchst unrecht und weder Fürsten noch gemeinen Leuten zu thun erlaubt ist. Daher sollten sie ihm nicht nur grosse Geldsummen bezalen, sondern er wollte sogar 16. Städte, vermutlich um sich Geld zu schaffen, verpfänden. Allein die Städte machten ein Bündniß unter sich und weigerten sich, dem römischen König Wenzel zu huldigen, bis endlich dieser eine Versicherung ausstellte, daß die Städte nicht nur bey ihren Rechten und Freyheiten geschüzt, sondern auch nie mehr verkauft oder verpfändet werden sollten.

Karl IV. reißte, nachdem diese Verdrüßlichkeiten beygelegt waren, nach Frankreich, starb aber bald nach seiner Zurückkunft,

 am

29. Nov. 1378. Unter seiner Regierung erfand, nach einer alten und ziemlich allgemeinen Sage, Bertholt Schwarz, ein Franciscanermönch zu Freyburg im Brißgau, einem Theil von Schwaben, das Schießpulver. Eine Erfindung, welche die ganze Kriegskunst verändert, und persönliche Tapferkeit dem Glücke weit nachgesezt hat.

VI.

VI.

Wenzeslaus.

Ich habe schon in der Lebensgeschichte seines Vaters dieses Fürsten Erwähnung gethan, es wird aber der Mühe werth seyn, noch besonders von ihm zu handeln; da er gemeiniglich in einem übeln Ruf bey den Geschichtschreibern steht, so wollen wir sehen, ob mit Recht oder Unrecht.

Er kam zu einer Zeit zur Regierung, wo unter allen Ständen Deutschlands die unbändigste und aufs übelste verstandene Liebe zur Freyheit herrschte, wo jeder nur auf seine eigene Vergrösserung dachte, Fürsten und Städte gegen einander voller Mistrauen waren, der größte Theil des niedern Adels ausschweifende Raubsucht hegte, die Nation im Ganzen unthätig war und noch eine grosse Trennung in der Kirche herrschte. Da hätte ein Fürst, dem die Regierung Tag und Nacht am Herzen gelegen wäre, genug zu thun gehabt, geschweige denn er.

Wen-

Wenzel wählte sich zwey Gegenstände seiner Aufmerksamkeit, die Unterstüzung des Pabsts Urban VI., der mit einem Nebenbuler zu kämpfen hatte, und dann die Aufrechthaltung des Landfriedens in Deutschland. — Ihr wißt doch, Kinder! was der Landfriede ist? — Er ist dasjenige Reichsgrundgesez, worinn das Faustrecht eingeschränkt oder in manchen Fällen ganz abgeschafft worden ist. Was Faustrecht sey, brauch' ich euch nicht zu erklären, denn davon ist schon im dritten Bändchen vorgekommen. — Urbans Unterstüzung machte Wenzeln wenig Mühe, denn die Nation hieng ihm ohnedies an; aber die Aufrechthaltung des Landfriedens desto mehr. Er selbst verdarb es, weil er Städte verpfänden wollte und es kam zulezt zwischen den Fürsten und Städten gar zu einem Krieg, der mit gewaltiger Erbitterung gefürt worden ist. — Nach einigen Jahren nahm er sich der Reichsangelegenheiten gar nicht mehr an, doch stellte er den Landfrieden im Jahr 1389. wieder her, und sehute die Fürsten und Städte mit einander aus, wodurch es in Deutschland

ruhiger ward. Im folgenden Jahr suchte er dem Münzwesen aufzuhelfen, aber seit 1391. kam er gar selten mehr nach Deutschland, denn seine Böhmen machten ihm vieles zu schaffen. Er war ausserordentlich streng gegen sie, lies ihnen, ohne langen Proceß, wenn sie sich nicht nach seinem Willen fügten, die Köpfe abschlagen. Dadurch wurden sie endlich so sehr gegen ihn erbittert, daß ihn die Prager im Jahr 1393. durch sechzehn Männer greifen und fünfzehn Wochen lang auf dem Altstädtischen Rathhaus in einem engen und geheimen Gefängniß einsperren liessen. Er entkam mit Hülfe einer Badmagd, die ihn in einem Kahn über die Mulda führte. Ein Jahr darauf warfen ihn die Böhmen zum zweytenmal ins Gefängniß. Durch Vermittlung der deutschen Kurfürsten kam er auch diesesmal los, allein er besserte sich eben so wenig, als nach seiner ersten Gefangenschaft.

Der obengenannte und auf sechs Jahre bestättigte Landfriede gieng jezt zu Ende und Deutschland fiel wieder in seine vorige Ver-

fassung. Wenzel kam nach Deutschland, und errichtete zu Frankfurt im Jahr 1398. einen Landfrieden auf zehn Jahre. Die Kurfürsten klagten sehr über seine Regierung, aber das rührte ihn wenig. Er bekümmerte sich nach seiner Zurückkunft in Böhmen noch weit weniger, als er zuvor gethan hatte, um die deutschen Reichsangelegenheiten, das Misvergnügen über ihn wurde immer lauter und allgemeiner, bis endlich die Kurfürsten den Schluß faßten, ihn förmlich abzusezen. Auf einer Zusammenkunft zu Marpurg machten sie den Anfang, ihr Vorhaben ins Werk zu sezen, und obgleich jezt Wenzel aus seinem Schlummer zu erwachen schien; so war doch die Sache bereits zu weit gekommen. Man bestimmte ihm Zeit und Ort, entweder selbst, oder durch einen Sachwalter zu erscheinen, und da er keines von beyden that, so sezten sie ihn im Jahr 1400. den 20. August feyerlich ab, und wählten an seiner Statt den Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz.

Als König von Böhmen regierte Wenzel nach seiner Absezung noch neunzehn

Jah-

Jahre. Seinen Karakter hat Herr Professor Schröckh in seiner vortreflichen Weltgeschichte für Kinder III. B. S. 316. kurz und treffend geschildert: „Er war aus guten und schlechten Eigenschaften zusammengesezt. Seine Fehler waren vielleicht mehr, als des Guten, das er stiften konnte, aber andere Kaiser, und sein Vater insonderheit, hatten sie zum Theil auch begangen; und er verlor den Thron nicht blos um diese Vergehungen willen. Er hatte viel Verstand und nicht gemeine Einsichten, aber er liebte Ruhe und üppiges Vergnügen mehr, als die beschwerlichen Geschäfte der Staatsverwaltung. Wenn er grausame oder unbedachtsame Handlungen unternommen hat, so hat er doch nicht selten auch die Gerechtigkeit geübt. Er bezeugte sich ziemlich standhaft gegen die Päbste, wünschte eine Verbesserung der Religion, Kirche und Geistlichkeit, nahm sich derjenigen an, welche dieselbe versuchten, und ist wegen dieser Gesinnung bey sehr vielen, die eine solche Verbesserung fürchteten, verhaßt geworden" u. s. w.

VII.

Maximilian I.

Als Max I. zur Regierung kam, war das unter Karl IV. erfundene Schießpulver schon um ein gut Theil gemeiner geworden. Die Buchdruckerey war unter seinem Vater von einem Deutschen zu Straßburg Johann Guttenberg, gebürtig aus Maynz, zu Stande gebracht. Die Portugiesen hatten einen Weg um Afrika herum nach Ostindien gefunden, eine neue Welt wurde durch Columbus entdeckt und all das hatte grossen Einfluß auf das Ganze von Europa.

Seine erste und wichtigste Handlung in Deutschland war der Reichstag zu Worms im Jahr 1495. auf dem endlich das Faustrecht ganz abgeschaft, und ein allgemeiner und ewiger Landfriede bekannt gemacht worden ist. Durch dieses von allen Ständen sehnlich verlangte Reichsgesez wurde verordnet, daß derjenige, welcher künftig sich unterstehen würde, die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu stören,

mit der Reichsacht belegt, das ist: ganz aus aller Verbindung des deutschen Reiches ausgeschlossen und sein Leben und Gut der allgemeinen Mißhandlung Preis gegeben seyn sollte. Wer sich von einem andern unrechtmäßiger Weise beleidiget glaube, solle — statt wie bisher geschehen, sich selber mit eigener Faust Recht zu schaffen — seine Klage bey einem ordentlichen Gericht anbringen. Zu dem Ende wurde nun zugleich mit Bekanntmachung des Landfriedens das Reichskammergericht gestiftet, das noch heut zu Tag in Wezlar ist. Bey diesem Gerichte sollte ein geistlich oder weltlicher Fürst, wenigstens ein Graf oder Freyherr seyn. Er sollte sechzehn Beysizer haben, wovon die eine Hälfte aus Rechtsgelerten, die andere Hälfte aber aus ritterlichem Geschlecht bestehen sollte.

Ich sage nichts von den Kriegen, die Maximilian I. mit den Schweizern, Venezianern ꝛc. ꝛc. während seiner Regierung gefürt hat, theils weil ich mich in ein zu weites Feld einliesse und anderntheils, weil diese in

eine ausgearbeitete deutsche Geschichte und überdas nicht für das jugendliche Alter gehören. Seine letzten Tage hätte Max I. gerne durch einen Zug gegen die Türken verherrlicht, den er schon in seiner Jugend wünschte, eh er noch einmal recht wußte, was Krieg führen sey; denn so drückte er sich selbst in einem Schreiben an den Pabst Leo im Jahr 1517. aus. All seiner angewandten Bemühung ungeachtet aber, war er nicht im Stande die Fürsten des Reichs zu Unterstüzung seines Vorhabens zu bewegen. Er starb zu Wels in Oesterreich im Jahr 1519. Schon seit einigen Jahren hatte er auf seinen Reisen den Sarg mit sich herumfüren lassen, in welchem seine Gebeine verschlossen werden sollten. In jüngern Jahren bot er dem Tod aus Leichtsinn und Unbedachtsamkeit Troz, aber späterhin aus Grundsäzen der Vernunft und Religion. Er hatte grosse und vortrefliche Anlagen und ungemeine Thätigkeit. Persönliche Tapferkeit und Geschick in ritterlichen Uebungen besaß er im höchsten Grad, dabey war er gütig, leutselig, und liebte die Wissenschaften. Seine

Regie

Regierung war diesen leztern besonders günstig. Ihm hat Deutschland die völlige Abschaffung des Faustrechts, einen ewigen Landfrieden, die Errichtung des Kammergerichts und den Anfang des Postwesens, folglich seine wahre nachherige Cultur und Verbesserung, zu danken.

Kaiser **Max** I. hat noch den Anfang der Kirchenreformation durch D. **Luther** erlebt, und die Notwendigkeit derselben vollkommen anerkannt. Er selbst nahm sich vor, an einer Kirchenverbesserung zu arbeiten, ja man sagt sogar, er habe beschlossen, wenn der damals so kriegerisch gesinnte und ungestümme Pabst würde gestorben seyn, das Kaiserthum niederzulegen, in den geistlichen Stand zu tretten und sich zu Julius Nachfolger wählen zu lassen, um die so lange gewünschte Verbesserung ins Werk sezen zu können; allein dieser Plan wurde vereitelt.

Kurz **Maximilian** I. gehört unter die ruhmwürdigsten Kaiser. Er ermunterte Gelerte und Künstler, lies die alte deutsche Ge-

schichte fleißig forschen und schreiben, deßgleichen alte Urkunden und Nachrichten, welche Rechte und Streitigkeiten des deutschen Reichs betrafen, sorgfältiger, als vorher geschehen war, aufsuchen und der Nachkommenschaft aufbewahren. Sein gröstes Vergnügen war die Gemsejagd, der zu lieb er sich auf die höchsten Berge versteigen, und lange Zeit Hunger und Durst leiden konnte.

VIII.

Caspar von Coligny.

Caspar von Coligny, Herr von Chatillon, *) stammte aus einem der ansehnlichsten Geschlechter in Frankreich, das sich schon unter Kaiser Konrad III. im zwölften Jahrhundert auf seinem Kreuzzug nach dem Orient hervorthat. Er wurde am sechzehnten Februar des Jahrs 1517. geboren, und da er frühzeitig Fähigkeiten zeigte, so versäumte man auch die Ausbildung derselben nicht. In seinem vier und zwanzigsten Jahr zeigte er grossen Muth und Tapferkeit bey Belagerung einer Stadt, deßgleichen im Jahr 1544. in der Schlacht von Cerisolles. König Heinrich II. belohnte ihn dafür mit der Stelle eines Feldherrn über das ganze französische Fußvolk, in welcher er sich grossen Ruhm, vorzüglich durch seine Klugheit und Gerechtigkeitsliebe,

 erwarb.

*) Ein Caspar von Coligny, der 1522. starb, nahm zu Chatillon, das ihm gehörte, seine Wohnung und bekam, so wie seine Nachkommen, davon den Namen. Schröckhs allgemeine Biographie Th. 5. S. 135.

erwarb. Er rottete unter den Soldaten böse Gewohnheiten, unter andern auch das Schwören und Gotteslästern beynah völlig aus und die Geseze, die er ihnen gab, wurden nicht nur von jedermann gebilligt, sondern auch unter die königlichen Verordnungen eingetragen.

In dem schweren Kriege Heinrich II. mit Kaiser Karl V., that sich Caspar Coligny abermals als ein treflicher Feldherr hervor. Er gerieth als Admiral in die Gefangenschaft und mußte zu Sluys eine harte Krankheit ausstehen. Als er wieder anfieng zu genesen, lies er sich die heilige Schrift bringen, las dieselbe sehr fleißig, und dies hatte so starken Einfluß auf sein folgendes Leben, daß als er sein Lösegeld bezalt und nach Chatillon zurückgekehrt war, er beständig darauf dachte, seine wichtige Bedienungen niederzulegen, weil er der Ränke des Hofes müde war und lieber sein Leben der Religion geweiht hätte. Allein es gelang ihm nicht ganz und er mußte die Statthalterschaft von der Picardie behalten. Unter Franz II. suchte er aufs neue

loszukommen, besonders da der König eine Schwestertochter der Herzoge von Guise, die Königinn Maria von Schottland, zur Gemalinn nahm, die Guise und Coligny aber nicht in gutem Verständniß lebten. Der Prinz von Condee übernahm endlich die Statthalterschaft, und so kam der Admiral in Freyheit, die er vorzüglich nüzte, um über die Religion nachzudenken. Seine fromme Gemalin, Charlotte de Laval, trug vieles bey, daß er die römische Kirche verlies. Er fürte von dieser Zeit an seine Freunde und Bekannte zu fleißiger Erkenntniß Gottes an, und gab ihnen die heilige Schrift und andere Erbauungsbücher zu lesen. Die Protestanten freuten sich sehr über den feyerlichen Beytritt dieses treflichen Mannes zu ihrer Kirche, denn bisher waren sie unter einem entsezlichen Zwang. Unter Franz I. wurden viele verbrannt, und konnten doch nicht ausgerottet werden.

Jezt wurde die Sache der Protestanten mit den Angelegenheiten des Staats näher

in Verbindung gezogen, denn man sah den König von Navarra und den Prinzen von Condee als ihre Häupter an und diese hatten Hofnung zur Thronfolge, desto mehr ärgerten sie sich, daß der Herzog von Guise und sein Bruder, der Kardinal von Lothringen, ganz willkührlich das Staatsruder führten. Jede Parthey versteckte sich hinter den Schirm der Religion und so mußt' es notwendig zu Feindseligkeiten kommen. Es entstand eine förmliche Verschwörung auf beyden Seiten, dennoch hatten die Protestanten das Herz nicht, dem Admiral Coligny davon zu sagen, weil ihnen seine Treue gegen den König allzuwohl bekannt war. Er wagte es, dem Hof den Vorschlag zu thun, man möchte die Familie der Guise nicht zu mächtig werden lassen, und zog sich durch seine wohlgemeynte Erinnerung unversöhnlichen Haß zu. Dies schlug seinen Muth nicht nieder, sondern er überreichte sogar dem König Bittschriften, in Absicht der Protestanten.

Im Jahr 1560. starb Franz II. und sein Bruder, der ihm nachfolgen sollte, Karl IX., war damals zehn Jahr alt. Nun entstanden Bewegungen, wer während seiner Minderjährigkeit regieren sollte. Endlich theilte die Mutter des Königs das Regiment mit dem Könige von Navarra, aber die vornehmste Macht blieb immer in den Händen der Guisen. Die Protestanten erhielten zum Schein einige Freyheiten, die Katholiken suchten sie wieder zu verdrängen, und da der schwache König von Navarra zu den Guisen trat, sich zur römischen Kirche hielt, so bekamen die Feinde der Protestanten mehr Muth. Man war bereits auf dem Punkt, gegen einander die Waffen zu ergreifen und selbst der Admiral Coligny konnte sich nicht mehr zurückhalten, denn im Jahr 1562. wurden die Protestanten zu Vaßy, als sie eben in einer Scheune ihren Gottesdienst hielten, von den Bedienten des Herzogs von Guise angegriffen und gegen dreyhundert, theils verwundet, theils ermordet. Erst nach langem Kämpfen und Weigern lies der Admiral sich bewegen, an diesem bürgerlichen

Krieg Theil zu nehmen. Als der Prinz von Condee gefangen genommen wurde, trug man dem Admiral Coligny das Hauptkommando auf, wobey er sich sehr aufmerksam und thätig bezeugte. Auch der Herzog von Guise kam durch die Hand eines Meuchelmörders um. Man wollte zwar dem Admiral die Schuld dieses Mords aufbürden, allein er hatte sich in seinem ganzen bisherigen Leben so bezeugt, daß ihn nichts einer so abscheulichen Handlung verdächtig machen konnte. Indeß beförderte dieser Tod den Frieden für Frankreich, der 1563. geschlossen wurde. Man hielt ihn aber in Absicht auf die Protestanten gar schlecht und gewährte ihnen nicht einmal die wenigen Rechte und Freyheiten, die ihnen durch denselben waren zugestanden worden. Es kam aufs neue zu einem Krieg, und sechs Monate nach geschlossenem Frieden im Jahr 1568. zum drittenmal. Coligny war übel daran, denn das Parlement zu Paris fällte im folgenden Jahr über ihn, als einen Aufrührer und Verbrecher der beleidigten Majestät das Todesurtheil. Es wurde ein Preis

von fünfzigtausend Goldstücken auf seinen Kopf gesezt und sein Bildniß zu Paris an den Galgen geheftet. Endlich war doch der zu Stande gekommene Friede sein Werk. Man lockte ihn an den Hof, gab ihm ausserordentlich viele Merkmale königlicher Gnade. Man warnte ihn zwar, nicht in Paris zu bleiben, doch er hatte keinen Argwohn gegen seinen König. Aber das ganze Betragen des Hofes war die schwärzeste Verstellung und abscheulichste Verrätherey. Als die Vermälung des Königs von Navarra — der unter dem Namen Heinrich IV. in der Reihe der französischen Könige so berühmt geworden ist — gefeyert werden sollte, lud man eine grosse Menge Protestanten nach Paris, um sie auf einmal zu stürzen, daher ist diese Vermälung auch unter dem Namen der Pariser Bluthochzeit berühmt.

Der Admiral, welcher von dem königlichen Pallast zurücke gieng, wurde von einem Meuchelmörder, Namens Maurevel, mit zwey Kugeln, von einem bedeckten Fenster

herab

herab geschossen; allein da ihm eine nur die Finger der rechten Hand zerschmetterte und die andere eine Wunde am linken Arme machte, so wurde der Plan des Hofes nicht ausgefürt; man mußte also auf einen andern, ihn hinwegzuräumen, denken. Der König, der ausser aller Schuld seyn wollte, trieb die Verstellung so weit, daß er den darnieder liegenden Admiral besuchte und ihm versprach, dieses Verbrechen zu bestrafen. Weit gefehlt, dieses zu thun, hielt er vielmehr mit seiner Mutter, seinem Bruder, dem Herzog von Anjou, und einigen Vertrauten des Hofes einen Blutrath, wie die Ermordung der Protestanten möchte zu bewerkstelligen seyn.

Endlich brach die schreckliche Nacht vor dem Bartholomäustage, oder vor dem vier und zwanzigsten August des Jahres 1572. an, die der gröste Schandfleck in der französischen Geschichte und eine Schande für Leute, die sich Christen nennen, aber wie Tyger handelten, bleiben wird. Der Herzog von Guise hatte überall in der Stadt geheime Befele aus=

…briel Brizard in seinem Werk Du massacre de St Barthelemi et de l'Influence des Etrangers en France durant la ligue. Paris 1789 schildert, daß Ausländer die Mordscenen veranlaßt, u. Franzosen die Opfer geworden sind.

ausgestellt, daß auf ein mit der Glocke nach Mitternacht gegebenes Zeichen die Ermordung der Protestanten beginnen sollte. Gleich nachdem diese Glocke angezogen war, eilte der Herzog mit einigen Grossen in die Wohnung des Admiral Coligny, der nur den Prediger, Wundarzt, etliche seiner Hausgenossen und fünf Schweizer bey sich hatte, die ihm der König von Navarra schickte. Auf Befel mußte die Thüre geöfnet werden, und sogleich stiessen die Soldaten alles nieder, was ihnen vorkam. Der Admiral, der so wie die Seinigen vom Schiessen aufgeweckt wurde, empfal Gott seine Seele. Indeß trat ein Deutscher, Namens Behme, ein Hausgenosse des Herzogs von Guise ins Zimmer, und fragte, ob er der Admiral wäre. „Ich bins, sagte Coligny, aber ihr, junger Mensch, solltet für meine grauen Haare und für mein Alter Achtung haben.“ Sogleich versezte ihm jener einen Streich auf den Kopf, die übrigen sprangen herzu und ermordeten ihn mit vielen Wunden. Sein Leichnam wurde hinunter in den Hof geworfen, wo der Herzog von Guise und

seine

seine Begleiter die ausgelassenste und niederträchtigste Freude bezeugte. Drey Tage lang mißhandelte und verstümmelte der Pöbel den todten Körper. Der Kopf wurde abgeschnitten und damit dem Pabst ein seiner Denkungsart angemessenes Geschenk gemacht. Zulezt hieng man den übrigen Theil am öffentlichen Galgen auf, wo er an einem darunter gemachten Feuer gesengt wurde, bis ihn der Marschall von Montmorency des Nachts wegholen und in seine Kapelle zu Chantilly begraben lies.

Noch dürft ihr, meine Lieben! eure Augen nicht ganz wegwenden, von den Scenen des Entsezens; ich muß euch noch mehr erzälen. Widersprecht mit dieser Geschichte den hypochondrischen Personen, die immer über unser schrecklich verdorbenes Zeitalter klagen, weil sie unwissend sind und nicht weiter sehen können.

Die Ermordung des Admirals war gleichsam das Signal, daß viele tausende seiner Glaubensgenossen ein ähnliches Schicksal traf.

Man

Man gab vor, die Protestanten hätten eine Verschwörung wider das königliche Haus, ja selbst wider den König von Navarra angesponnen, durch besondere Gnade Gottes aber sey sie entdeckt geworden, und so feuerte man die Pariser zur Mordlust an. Man sperrte die Thore und plünderte vierhundert Häuser. Alle Strassen waren mit Leichnamen besäet. Ermordete Söhne lagen auf ihren ermordeten Eltern, Brüder und Schwestern, Mütter und Töchter lagen erwürgt, und die Kinder in der Wiege hatte man mit Steinen zerschmettert. Der König selbst schoß auf seine Unterthanen aus dem Schloß und rief den Mördern zu: Schlagt todt, schlagt todt! — Nur allein in Paris sollen in dieser einzigen Nacht eilftausend Menschen ihrer Religion wegen umgebracht worden seyn. Zu gleicher Zeit wurden auch auf Befel des Hofes in den Provinzen die Protestanten verfolgt und mit diesen zusammen soll die Zahl der Ermordeten auf dreyßigtausend steigen. — Der päbstliche Hof billigte diese abscheulichen Greuel, man lößte in Rom die Kanonen, schrieb ein Jubeljahr aus, dankte

Gott in einer feyerlichen Proceßion für diese Mordthaten, und lies zum Gedächtniß dieser Bluthochzeit und zur ewigen Schande für die Franzosen Münzen schlagen und in dem Vatikan Gemälde davon aufhängen. *)

Das waren also Leute, die sich zu einer Religion bekannten, deren Stifter Liebe bis in den Tod lehrte, der Irrende mit Freundlichkeit zurechte wies und selbst am Kreuze sterbend zu seinem himmlischen Vater für seine Henker betete.

Wir kommen noch einmal zu unserm Admiral Coligny. Er war ein durchaus frommer und rechtschaffner Mann, betete sehr fleissig und an Tagen, an welchen eine Predigt gehalten wurde, nahm er nicht eher etwas von seinen Geschäften vor, bis er dieser erst beygewohnt hatte. Dann arbeitete er unablässig bis zum Mittagessen. Hierauf versammelte er seine Hausgenossen, betete mit ihnen gemeinschaftlich, und las, wenn keine Predigt war, einen Psalm Davids. Und so that er nicht nur zu Hause, sondern auch im Lager. Auch nach dem Abendessen sang er mit den

Sei-

*) Pagi Breviar. Rom. Pont. T. VI. Berliner Monatschrift 1785. April.

Seinigen, oder hielt andere Andachtsübungen. Eh das heilige Abendmal genossen wurde, sehnte er all seine Leute mit einander aus, lies sie von der Wichtigkeit dieser heiligen Handlung unterrichten, und bezeugte, daß er nicht nur für sich selber, sondern auch für seine Untergebenen Gott werde Rechenschaft ablegen müssen. Mit seinen Brüdern lebte er in der genauesten Einigkeit und Liebe. Er schäzte auch die Wissenschaften sehr hoch und lies auf seine eigene Kosten fähige Knaben in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache unterrichten. — Er war Herr über seine Leidenschaften und bewies dieses selbst, wenn er in Waffen stund, wo so oft die Begierde dem Feind zu schaden den besten Mann überwältigt.

Und dieser edle, fürtrefliche Mann, von dem man in der That mit Warheit sagen kann: er habe zur Ehre der Menschheit gelebt, mußte ein so unrühmliches Ende nehmen und unter einem verrätherischen König ein Opfer der Grausamkeit und des falschen Religionseifers werden.

IX.

Pabst Alexander VI.

Keine Lebensgeschichte, sondern nur einige Karakterzüge dieses Ungeheuers, das in Gestalt eines Menschen eilf Jahre lang auf dem päbstlichen Thron gesessen hat. Er hies sonst Rodericus Borgia und war aus einem der höchsten spanischen Häuser gebürtig. Der Pabst Calixtus III. brachte ihn aus Spanien nach Italien und hielt ihn zu Erlernung der Wissenschaften an. Er bewies sich auch in seiner Jugend so geschickt, daß ihn der Pabst zum Erzbischof von Valencia in Spanien und bald darauf, im Jahr 1455. zum Kardinal ernannte. Nachdem Innocenz VIII. gestorben war, drängte sich Borgia durch unrechtmäßige Stimmen auf den päbstlichen Thron, und nahm den Namen Alexander VI. an.

Im Anfang seiner Regierung gab er sehr viele gute und heilsame Geseze zu Ausübung der Gerechtigkeit. Jedermann freute sich seiner.

ner, aber der Erfolg zeigte bald, wie wenig man in der That Ursache dazu gehabt habe. Kaum war einige Zeit verflossen, so unterlies er nicht, sich als den, der er war, zu zeigen. Er hatte mit einer gewissen römischen Dame vier Söhne und eine Tochter erzeugt, zu denen er die blindeste Liebe hegte. Er warf alle Geseze und Billigkeit über den Haufen, um nur seinen Sohn, Cäsar Borgia, erheben zu können. Als er ihn zum Kardinal machte, und er als ein unehliches Kind diese Würde nicht hätte erlangen können, so mußte durch falsche Zeugen bewiesen werden, daß Cäsar aus rechter Ehe eines andern geboren sey. Alexander wollte ihn durchaus zum unumschränkten Herrn über Italien machen, schmeichelte deswegen dem König Ferdinand von Arragonien, gab ihm Titel und Länder,*) nur daß er diesem Vorhaben nicht entgegen seyn möchte. Seine Tochter lies er oft bey den gefährlichsten Umständen seine Stelle vertretten, in seiner Abwesenheit Briefe erbrechen, die Kardinäle zusammen berufen, verordnen und befelen. Von ihrem ersten Mann schied er

*) Er hat ihr die Verschenkung der neuen Welt an Spanien [illegible] gemacht Bullarium magn. I. p 454. Eine Stelle in d. Berliner Monatsschr. April 178 S. 357.

sie, aus der Ursache, weil er für sie zu schlecht sey, von dem andern mit gerichtlichen Untersuchungen und falschen Zeugnissen, von dem dritten endlich befreyte sie ihr Bruder Cäsar mit Gift. Aus dieser leztern Ehe wurde zu Rom ein Sohn erzogen, von dem jedermann glaubte, sein Grosvater sey auch sein Vater gewesen.

Alexander VI. verkaufte die Kirchenämter, machte für Geld Kardinäle, suchte den päbstlichen Stuhl erblich zu machen, trieb einen freyen und öffentlichen Handel mit geistlichen Aemtern, zog die Gelder an sich, die andere den Kirchen vorgeschossen hatten, und wer sich ihm widersezen wollte, mußte sterben.

Einem solchen Leben folgte denn auch ein Ende, wie ers verdient hatte. Cäsar Borgia wollte den Kardinal Hadrian von Corneto aus der Welt schaffen, in dessen Weinberg sie den Abend speisen wollten, und schickte zuvor einige mit Gift angemachte Flaschen Wein dahin, und lies sie an einen Bedienten abgeben, der nichts davon wußte, mit dem

Auf-

Auftrag, daß er sie für ihn aufbehalten sollte. Eine Stunde vor Tisch kam der Pabst von ohngefähr sehr durstig in das Zimmer und begehrte zu trinken. Es war kein anderer Wein da, und der Bediente, der glaubte, diese Flaschen seyen als etwas köstliches zum Nachtisch bestimmt, schenkte ihm davon ein. Während der Vater trank, kam Cäsar auch dazu, und ließ sich gleichfalls den Wein wohl schmecken. Alexander VI. mußte sterben, nachdem er 72. Jahre alt geworden war, denn das Gift that seine gehörige Wirkung und Cäsar wurde allein durch seine Jugend, starke Leibesbeschaffenheit und Gegengift gerettet. Zulezt wurde er in einem Kriege, am 12. März 1507. von den Feinden erschossen.

Kein Pabst ward so sehr und so allgemein von seinen Zeitgenossen verabscheut, als eben Alexander VI. Seine und einiger anderer Päbste Ausschweifungen, haben der Reformation früher, als man hoffen konnte, daß sie kommen würde, die Thore geöfnet.

X.

Friedrich V. Kurfürst von der Pfalz.

Dieser unglückliche Fürst war ein Sohn Friedrich IV., oder wie man ihn nannte, des Aufrichtigen, Kurfürsten von der Pfalz, und im Jahr 1596. zu Amberg geboren. Er war, gleich seinem Vater, ein Hauptbeförderer von der Vereinigung der Protestanten gegen ihre Unterdrücker, und darum zog er sich Haß und Feindschaft auf den Hals, die durch die Unruhen in Böhmen noch mehr vergrößert worden sind. Man hatte nämlich den evangelischen Böhmen versprochen, frey und ungehindert, nach ihrer besten Einsicht und Ueberzeugung, Gott dienen zu dürfen, und dies Versprechen so gar durch kaiserliche Verordnungen bestätiget. Allein die katholische Geistlichkeit hinderte sie in ihren Religionsübungen und da sie sich dagegen am kaiserlichen Hofe beklagten, so rächten sie sich selbst, warfen zwey Herren von der königlichen Regierung zu Prag, die ihnen etwas hart begegneten, aus den Fenstern des Schlosses hinab,

ergrie=

ergrieffen die Wache und weigerten sich, den damaligen neuen Kaiser Ferdinand II. als ihren König zu erkennen.

Friedrich V. nahm die ihm angebotene böhmische Königskrone, auf beständiges Zurathen einiger von seinen Räthen, und wie man glaubt, auch seiner Gemalin an; ob ihm gleich viele Fürsten des Reichs und auch der König von England diesen Schritt zu thun wiederrathen hatten. Er ernannte den Pfalzgrafen von Zweybrücken zu seinem Statthalter und zog nach Böhmen, wo er gekrönt und sein ältester Prinz zu seinem Nachfolger ernannt wurde. Statt daß nun Friedrich auf eine recht tüchtige Kriegsverfassung hätte bedacht seyn sollen; da er vernünftiger Weise vermuthen konnte, man würde am kaiserlichen Hofe nicht gleichgültig bleiben; so verdarb er die Zeit mit unnöthigen und kostbaren Reisen, um hie und da die Huldigung zu empfangen, und verdarb es auch bey den Böhmen, da er zu unvorsichtig und schnelle in den Kirchen die Bilder abschafte. Endlich

wurd' er auf allen Seiten angegriffen. Die Spanier fielen in der Pfalz ein, der Kurfürst von Sachsen bemächtigte sich der Lausniz, die kaiserlichen und bayerischen Völker aber kamen gar nach Böhmen. Es kam sodann auf dem sogenannten weissen Berge bey Prag zum Treffen und die Böhmen wurden so geschlagen, daß sie in eine gänzliche Zerstreuung geriethen. Als die Stadt hierauf von den Kaiserlichen aufgefordert wurde, begehrte Friedrich vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit, und da ihm nur achte bewilligt wurden; so floh er mit seiner Gemalin, Kindern und einigen, die ihm anhiengen, nach Breslau, worauf ganz Böhmen, bis auf einige wenige Oerter verloren gieng. Von Breslau gieng der unglückliche Friedrich, der sich durch den Schimmer der Krone hatte verblenden lassen, ihr Gewicht zu verachten, nach Berlin und von da im Anfang des Jahrs 1621. nach Holland, wo ihm die Generalstaaten eine Summe zu seinem Unterhalt reichten. Eben damals ergieng die Achtserklärung wider ihn. Man nahm ihm sein

Kurfürstenthum und gab es seinem Vetter, dem Herzog von Bayern. Man versuchte nachher öfters, eine Aussöhnung zwischen Friedrich V. und dem Kaiser Ferdinand II. zu Stande zu bringen, aber vergebens. Vielleicht hätt' er nachher, als König Gustav Adolph von Schweden nach Deutschland kam, seine Länder doch wieder erhalten können; allein er starb im Jahr 1632. zu Maynz am neunzehnten Novembris.

Diese böhmischen Unruhen, meine lieben Kinder! waren der Anfang zu einem schrecklichen Krieg, unter dessen Drangsalen unser deutsches Vaterland dreyßig lange Jahre geseufzet und gelitten hat. Vorher fieng sich die Aufklärung an zu verbreiten und nun sank man wieder in die vorige Barbarey zurück. Uebel verstandener Religionseifer vertrat die Stelle der Billigkeit und aller Rechte. Die evangelischen Fürsten mußten, von Gewalt und Ueberlegenheit gezwungen, ganze Länder verlieren, geistliche Güter, die vormals den Katholischen gehört hatten, zurück geben. Als

aber die Noth am grösten war, säumte Gott mit seiner Hülfe nicht. — Der schwedische König, Gustav Adolph kam mit seinem Kriegsheer und eroberte in einer Zeit von zwey Jahren über die Hälfte von Deutschland. Dieser Krieg kostete unser Vaterland viele hundert tausend Menschen. Die schönsten Länder wurden Wüsteneyen, wo man kein angebautes Feld, keine Dörfer und in den selten gewordenen Städten kaum einige Einwohner finden konnte. Da man einen Religionskrieg zu führen, und also für die Ehre Gottes zu fechten glaubte; so erlaubte man sich alle Gewaltthätigkeiten, Sengen, Brennen und Morden.

Endlich regierte die göttliche Vorsehung die erbitterten Gemüther, machte dem Krieg ein erwünschtes Ende und im Jahr 1648. wurde zu Münster und Oßnabrück der westphälische Friede geschlossen, welcher die Staats- und Religionsverfassung der Deutschen auf einen weit festern und sicherern Fuß gesezt hat, als sie vorher gewesen war. Er befestigte zugleich den Wohlstand der Deutschen und machte den ewigen Beschwerden ein Ende.

XI.

Heinrich IV. König von Frankreich.

Alle europäische Nationen, und nicht die französische allein, die er beherrscht hat, nennen Heinrich IV. willig und mit Ueberzeugung den Großen. Er hat eine Bahn betretten, die kein König, von denen die mit ihm verglichen werden konnten, betretten hat. Er mußte sich erst lange Jahre vor den Augen der Welt und seines Volks des Throns würdig bezeugen, eh er ihn besteigen konnte. Kurz er vereinigte alle Eigenschaften eines großen und treflichen Fürsten in sich zusammen, und lies mitten unter häufigen und gefärlichen Hindernissen das seltene Talent sehen, Völker zu beherrschen und glücklich zu machen.

Heinrich IV., ein Sohn Antons von Bourbon, Herzogs von Vendome und Königs von Navarra, kam den 13. Decembris im Jahr 1553. zu Pau in der Hauptstadt von Bearn zur Welt. Sein Vater war ein schwacher und unentschlossener Mann, hingegen

gegen sein Grosvater mütterlicher Seite, Heinrich von Albret, König von Navarra hatte den Ruhm eines leutseligen, klugen und tapfern Fürsten, und dieser nahm sich seines Enkels an und wollte ihn in allem Betracht stark und herzhaft bilden. Man gewöhnte ihn, da er auf dem Schloß zu Coarasse erzogen wurde, Hize, Kälte und Regen schon frühzeitig zu ertragen, mit gemeinen Speisen und Kleidern vorlieb zu nehmen, oft mit entblößtem Kopf und blossen Füssen auf den Felsen herum zu klettern und zu jagen. Dadurch wurde sein Körper abgehärtet und gewohnt, Beschwerlichkeiten des Lebens zu tragen, die ihn nachher so vielfältig betrafen.

Obgleich Heinrich seinen Grosvater schon im zweyten Jahr verlor, so wurde doch seine Erziehung nach dem einmal angefangenen Plan fortgesezt und seine Mutter, eine Frau von großem Verstand und Muth, fürte darüber die Aufsicht. Sein Vater wurde, während Karl IX. Minderjährigkeit, da er jezt König von Navarra und erster Prinz vom

Geblüt

Geblüt war, Statthalter von Frankreich, brachte seinen Sohn an den französischen Hof; er selbst aber verlor in der Belagerung von Rouen im Jahr 1562. sein Leben. Heinrich blieb am Hof und bekam einen sehr rechtschaffenen Lehrer, der ihm nüzliche Wissenschaften und tugendhafte Empfindungen einzuprägen wußte. Unter andern machte er ihm kurze und deutliche Sittensprüche geläufig, wie z. E. diese: „Es ist besser, mit Ruhm zu sterben, als mit Unrecht zu siegen." — Ein Fürst herrscht zwar mit grosser Macht über seine Völker und Länder, aber Gott behält doch die Oberhand über ihn." Dergleichen weise Lehren scheinen bey dem jungen Heinrich bleibenden Eindruck zurückgelassen zu haben.

Nachdem sein Lehrmeister gestorben war, nahm ihn seine Mutter, die Königin Johanna, im Jahr 1566. nach Bearn zurück, und lies ihn in der protestantischen Religion erziehen, zu welcher sie sich nach dem Tod ihres Gemals öffentlich bekannt hatte, zugleich wurd' er auch zu Wissenschaften angeleitet.

Er erlangte Fertigkeit in ritterlichen und kriegerischen Uebungen und sprach schon gerne davon, Spanien dereinst Navarra zu entreissen, das sein Haus verloren hatte.

Die bürgerlichen Kriege, die um diese Zeit in Frankreich gefürt wurden und von denen ich meinen lieben Lesern und Leserinnen schon in der Lebensgeschichte des Admiral Kaspar Coligny erzält habe, riessen Heinrich IV. schon in seinem sechzehnten Jahr zu Gefaren, Beschwerlichkeiten und Leiden fort, die nachher einen grossen Theil seines schönen Lebens ausgefüllt haben. Als der Prinz von Conde, ein Bruder von Heinrichs Vater, umgekommen war, wurde der junge Heinrich Oberhaupt seiner Partey, die sich den Guisen entgegen sezte. Was ihm an Wissenschaften und Erfarung im Krieg abgieng, das lernte er von Coligny. Der Friede, welchen der Pariserhof mit den Hugonotten *) im Jahr 1570.

*) So nennt man die französischen Protestanten und der Ursprung dieser Benennung wird auf unter-

1570. schloß, zweckte nur auf das Verderben Heinrichs und seiner Partey ab. Mit List suchte man ihn ins Garn zu locken, daß er sich mit der Schwester des Königes, Margaretha, im Jahr 1572. vermälte, aber diese Ehe nahm zulezt ein trauriges Ende. Heinrich hatte nun bereits den Titel eines Königs von Navarra angenommen. Bey der bekannten Bluthochzeit war er selbst mehr als einmal in Lebensgefar, denn man berathschlagte sich schon, ob man ihn nicht zugleich mit den übrigen Unglücklichen ermorden sollte. Nachher zwang man ihn doch, sich zur römischen Kirche zu bekennen, obgleich der Hof selbst den Zweifel hegte, daß seine Religionsveränderung von Herzen gekommen sey, und dazu hatte man alle Ursache. Religion ist eine Sache der innern Ueberzeugung und diese läßt sich durch keine Todesfurcht erzwingen. Mußte Heinrich und sein junger Vetter, der Prinz

unterschiedliche Weise abgeleitet. Karl IX. verbot diesen Beynamen, wie wir aus dem Thuan lernen können, durch ein öffentliches Edickt.

Prinz von Conde nicht Abscheu und Grauen empfinden, als man ihnen am Morgen nach der schrecklichen Mordnacht aus den Fenstern die Leichname ihrer erwürgten Glaubensgenossen zeigte, und der König unter den heftigsten Flüchen und Drohungen forderte, daß sie sich zu seiner Religion bekennen sollten; und besonders da man Heinrichen noch nachher zwey Jahre in einer Art von Gefangenschaft behielt? Er mußte seine nach Rochelle geflüchtete Glaubensbrüder im Jahr 1573. bekriegen helfen, und man lies ihn nicht aus den Augen, damit er ja nicht in die Stadt entfliehen könnte.

Nach Karl IX. Tod kam dessen Bruder Heinrich III. zur Regierung, der grosses Vertrauen zu dem König von Navarra bezeugte; allein dieser wurde des Hofes immer überdrüßiger. Er entfloh also 1576. auf einer Jagd und bekannte sich nachher öffentlich wieder zur protestantischen Religion, die er vormals blos aus Liebe zum Leben abgeschworen hatte, und forderte auch seine Schwester zurück, die sich gleicher Freyheit bediente.

Um

Um diese Zeit wurde ein Bindniß unter dem Namen der Ligue — und weil der Pabst sie bestättigte — der heiligen Ligue, gestiftet, die den Entschluß faßte, in ganz Frankreich die protestantische Religion zu vertilgen. Heinrich, um alsdann ein scheinbares Recht zu haben, ihn bekriegen zu können, weil man wohl wußte, er werde nicht kommen, wurde zu dieser Verbindung eingeladen; allein er erklärte ganz freymütig: daß er die Religion, in welcher er erzogen worden, für die beste halte, und seine Parthey, zu einer Zeit, da man den mit ihr geschlossenen Frieden übertrette, nicht verlassen könne. — Er mußte endlich zu den Waffen greifen, und seine erste grosse, beynah unglaubliche That, war die Eroberung der Stadt Cahors in Guienne, im Jahr 1580. Er und seine Leute mußten fünf Tage und Nächte unaufhörlich arbeiten, so daß sie kaum einige Stunden zur Narung und Ruhe übrig behielten. Seit dem Frieden 1581. folgte Ruhe für ihn, die ihn bald zu Gemächlichkeit und Wohllust verleitet hätte. Er dankte es also nachher seinen Fein-

den selbst, daß sie ihn aus der Unthätigkeit riessen. Durch den Tod des Herzogs von Anjou im Jahr 1584. wurde Heinrich der nächste Thronerbe von Frankreich, aber unter dem Vorwand, daß er ein Kezer sey, suchte man ihm die Krone streitig zu machen, und der Pabst drückte durch eine Bulle noch das Siegel darauf. Heinrich mußte aufs neue zum Degen seine Zuflucht nehmen, und war glücklich, aber da er 1587. schon einen vollkommenen Sieg erfochten hatte, zog er sich nach Bearn zurück.

Im Jahr 1589. den ersten August wurde Heinrich III. König von Frankreich durch einen Dominikanermönch Jakob Clement ermordet. Unser Heinrich war bey ihm in den lezten Stunden, der König umarmte ihn, nannte ihn seinen guten Bruder und rechtmässigen Nachfolger, empfal ihm das Reich, und ermahnte auch die umstehenden Herren, ihn für ihren König zu erkennen. Aber ungeachtet dieses unstreitigen Rechts wußte Heinrich noch nicht, wie bald er in der That König

von

von Frankreich seyn sollte. Das Heer der Ligue kämpfte gegen ihn, aber er siegte bey Ivry am 14. März des Jahrs 1590 vollkommen mit seinen zehntausend Soldaten, da hingegen jene gegen siebzehntausend stark waren. Daher verwunderte sich ein feindlicher Befelshaber, den man noch vor der Schlacht gefangen bekommen hatte, über die kleine Anzal Leute. „Sie sehen nicht alle, sagte „Heinrich, denn sie rechnen Gott und meine „gute Sache, die mir beystehen, nicht dar„unter.“

Nun gieng der König auf Paris zu, allein während daß er sie vom Untergang zu retten suchte, verbanden sie sich aufs neue durch einen Eid, ihn als einen Kezer nicht für ihren König zu erkennen. Schon mußten sie zu unnatürlichen Nahrungsmitteln greifen, dennoch wollten sie sich nicht ergeben, und er mußte endlich sein Kriegsheer in die Provinzen vertheilen. Gedrückt von mannigfaltigen Beschwerlichkeiten, ärgerlich über das ungestümme Zudringen, faßte Heinrich endlich im Jahr

1593. den Gedanken, zur römischen Kirche überzutretten, denn die Verwirrung seiner Angelegenheiten war jezt aufs höchste gestiegen, weder Tapferkeit, noch Gewalt, keine Güte, Grösse oder Friedensvorschläge nutzten hier; sondern alle Welt empfal ihm das einzige Mittel, welches er so ungerne ergrief und zulezt ergreifen mußte.

Aber jetzt zeigte sich, daß nicht Heinrichs Religion allein der Grund war, warum man ihm die Krone verweigerte, sondern viele haßten seine Person, und die Religion nahmen sie zum Deckmantel, ihre wahre Gesinnungen einzuhüllen; denn die Oberhäupter der Ligue vereinigten sich aufs neue gegen ihn. Die Pfaffen gaben ihn als einen heimlichen Hugonotten an und durch ihr Geschrey entflammt, faßte ein Soldat, Peter Barriere, den Anschlag, ihn umzubringen. Kaum gewann ein ehrlicher Dominikaner noch Zeit genug, diesen Bösewicht zu entdecken.

Paris ergab sich endlich am 22. März des Jahrs 1594. völlig, und obgleich viele tausend Feinde des Königs darinn waren, geschah es, wie er sich gewünscht hatte, fast ohne alles Blutvergiessen. Er bekam viele seiner Todfeinde in seine Gewalt und — bestrafte keinen von allen. Er sagte: „meine „Siege kommen von Gott, und da er mir „vergiebt, ob ichs gleich nicht verdiene, so „will ich meinen Unterthanen wieder vergeben."

So edel nun Heinrich handelte, wagte doch am 27. Decembris des Jahrs 1594. Johann Chastel, der Sohn eines Pariser Kaufmanns, von achtzehn Jahren, den zweyten meuchelmörderischen Anfall auf sein Leben. *) Der Niederträchtige verwundete ihn aber nur an die Lippe und sties ihm einen Zahn aus. Er bekannte in seinem Verhör, daß er von den Jesuiten gehört habe, man dürfe den König tödten. Sie hatten überhaupt den grösten Antheil daran, daher als Chastel gestraft wurde, hieng man auch den Jesuiten Guiguard auf, man

*) Das gedruckte Dekret des franz. Parlaments gegen ihn kam zu Rom in den Indicem librorũ prohib. Launoi op. omn. (Colon. Allobrog. 1731 fol.) Tom. Part I p. 280. Berl. Monatsschr. April 1785 S. 359.

man verbannte die Jesuiten und richtete eine Pyramide auf, auf welcher sie als die Urheber dieser Schandthat angegeben wurden.

Mit Spanien gerieth Heinrich IV. in einen Krieg, der bis 1598. dauerte. Den Reformirten, seinen alten Glaubensgenossen, gab er durch das Edict von Nantes Religionsfreyheit, und schafte dadurch Frankreich Ruhe und innerlichen Frieden. Als dieses geschehen war, dachte er darauf Ordnung und Wolstand, die natürlich unter so langen bürgerlichen Kriegen ganz darnieder liegen mußten, in seinem Königreich wieder herzustellen und es gelang ihm auch. Er lies sich sogar bewegen im Jahr 1603. die Jesuiten wieder aufzunehmen, und zeigte also auch ihnen, daß er Böses mit Gutem zu vergelten wisse. Erst am 13. März des Jahrs 1610. wurde seine neue Gemalin gekrönt. Den folgenden Tag fuhr Heinrich IV. mit einigen Grossen zu dem Herzog von Sully ins Zeughaus. Der Wagen mußte in einer engen Gasse halten, und diese Gelegenheit nüzte ein Böswicht, Namens Franz

Ravaillac, stieg auf das Rad und versezte dem König zwey Messerstiche in die Brust, wovon ihn der zweyte sogleich tödtete. — Auch diesen Mörder bewog der Fanatismus, den besten und gütigsten König in seiner eigenen Hauptstadt zu ermorden, mitten unter seinem Volk, das ihm seine gröste Glückseligkeit zu danken hatte.

Viele Einwohner von Paris hatten ihren König so geliebt, daß sie der Kummer über seinen Verlust tödtete. Bald nach seinem Tod wurden seine weisen Verordnungen verlassen, seine Schäze verschwendet, seine Bundesgenossen verlassen und Gewaltthätigkeiten, innerliche Kriege und Verwirrungen herrschten so sehr, als wenn nie ein Heinrich regiert hätte. Er ist unstreitig der gröste König, den Frankreich jemals gehabt hat. Güte, Redlichkeit, Sanftmut und Leutseligkeit sind die vorzüglichsten Bestandtheile seines Karakters. Er kannte keine Rachbegierde und vergab willig jede Beleidigung, die ihm zugefügt wurde. Für die geringsten Dienste war er dankbar

und lies sich auf die liebenswürdigste Weise zu seinen Unterthanen herab.

Ob er gleich ein grosser Feldherr war, fürte er doch nur gezwungen und zu seiner Vertheidigung Kriege. Im Frieden war er eben so groß, richtete seine Aufmerksamkeit auf alles und suchte alles mangelhafte zu vervollkommen. Er fürte zuerst die Seidenwürmer in Frankreich ein und lies Maulbeerbäume pflanzen. Er schäzte Verdienste und rühmte sie öffentlich. So gütig Heinrich war, so war ers doch niemals zum Nachtheil der Gerechtigkeit, sondern er bestrafte die Verbrecher. Er kannte — was Fürsten selten kennen — die Freundschaft und hielt es für das gröste Glück seines Lebens, einen Sully zum Vertrauten seines Herzens zu haben.

Einer seiner grösten Fehler war Verschwendung, besonders verlor er oft grosse Summen durch Würfel und Karten, und noch kan man eine ausschweifende Neigung gegen das Frauenzimmer dazu rechnen. Doch wo ist jemals der

grosse

grosse Mann gewesen, in dessen Karakter der Menschenforscher gar keine Flecken gefunden hätte? „Wir kommen hienieden — sagt Leise-
„ wiz — nur bis auf einen gewissen Strich.
„ Jenseits desselben werden Menschen Schwär-
„ mer, aber nicht Engel." — Wohl dem Mann, in dessen Leben die Summe des Guten die Summe des Bösen überwiegt, er hat wirklich genug gethan und man darf ihn nachahmen.

XII.

Gustav Adolph,

König von Schweden.

Ich habe dieses grossen und tapfern Königs schon einigemal bey andern Gelegenheiten erwähnen müssen, es wird aber nicht undienlich seyn, auch besonders von ihm in der Kürze zu handeln. Er kam am neunten December des Jahrs 1594. zur Welt und gehört unstreitig mit zu den größten Männern, deren das sechzehnte Jahrhundert vor andern so viele gehabt hat. Maximilian I., Karl V., Doktor Luther, Philipp Melanchthon, Caspar von Coligny, Heinrich IV., ~~Friedrich Wilhelm der Grosse~~ und viele andere, sind Männer eines Jahrhunderts. — Man sagt, daß ein berühmter Mathematikus, Tycho von Brahe, schon bey seiner Geburt Gustav Adolphen eine Krone prophezeyt habe, obgleich damals sein Vater noch Herzog war, und erst später König wurde. Es mag nun die Sache richtig seyn oder nicht, so wäre sie doch nicht unmöglich, denn gescheide Leute, die

die viele Dinge und den Gang der Welt und Staatsbegebenheiten zu übersehen fähig sind; können oft aus dem gegenwärtigen die notwendigen Folgen ziehen und also mit grosser Wahrscheinlichkeit zukünftige Ereignisse voraussagen. In finstern Zeiten würde man solche Männer für Herenmeister halten, aber jezt wissen wir, daß es dergleichen, die nur der Aberglaube ausge~~übet~~ brütet hat, nicht giebt und nie gegeben habe.

Johann Skytte unterrichtete ihn in seiner Jugend in Wissenschaften, aber frühzeitig nahm ihn sein Vater mit sich in den Krieg, wo er für sein Alter unglaubliche Thaten verrichtete. Im Jahr 1612., als im achtzehnten Jahr seines Alters, trat er die Regierung an, und wurde den 12. Oktober 1617. zu Upsal gekrönt. Gleich anfangs hatte er mit zwey Feinden, Christian IV. von Dännemark und Sigmund III. von Pohlen zu schaffen. Nachdem er mit diesen Kriegen zu Ende war und sah, daß Kaiser Ferdinand II. sich an der Ostsee fest zu setzen trachtete, beschlos er, den

bedräng=

bedrängten Deutschen zu Hülfe zu kommen. Er reißte zuforderst unbekannter Weise nach Deutschland, suchte gütliche Auswege zu treffen, aber diese zerschlugen sich. Er sezte hierauf in seiner Abwesenheit seine Gemalin zur Regentin des Reichs und im Fall daß er sterben würde, seine Tochter, Christina zur Erbin seines Thrones. Nun seegelte er mit 92. Kompanien zu Fuß und sechzehn zu Pferd nach Deutschland, mit den Generalen Bannier und Torstensohn. Er machte sich gleich zum Meister von ganz Pommern nnd der grosse kaiserliche General Tilly vermochte nichts gegen ihn auszurichten. Als Tilly hernach mit 40000. Mann in Sachsen einbrach, eilte Gustav Adolph dem Kurfürsten zu Hülfe. Im Jahr 1631. kam es bey Leipzig zur Schlacht und die Schweden erfochten einen herrlichen Sieg über die kaiserlichen Völker. Er bekam hierauf einen grossen Theil Deutschlands in seine Gewalt.

Im Jahr 1632. mußt' er dem Kurfürsten von Sachsen abermals zu Hülfe kommen, da

der

der General Wallenstein mit seiner ganzen Macht gegen ihn gezogen war. Es kam den sechsten Novembris bey Lüzen im Stift Merseburg zu einer Schlacht, in der Gustav Adolph sein siegreiches Leben endete und noch ist es nicht ausgemacht, ob durch die Hand eines falschen Freundes, oder die Kugeln seiner Feinde. Der Ort, wo er gefallen, ist mit einem schlechten Stein bezeichnet und Sachsen hat ihm doch die Lausiz zu danken und besizt einheimischen Marmor, woraus ein Denkmal gehauen werden könnte.

Gustav Adolph war leutselig, rechtschaffen und fromm; — zuweilen etwas jähzornig, schämte sich aber nicht, einen im Zorn begangenen Fehler nachher wieder gut zu machen. Er lies jedermann vor sich kommen, unterredete sich mit jedem, denn er war ein Feind von unnöthigen Cäremonien und Umständen. Er besaß guten Verstand, glänzende Einbildungskraft und ein trefliches Gedächtniß. Der lateinischen, französischen, italienischen und deutschen ~~Strafe~~ war er so mächtig,

Sprache

als der der schwedischen und nicht leer von Wissenschaften. Seine Armee war zu Gehorsam, Mäßigkeit und Arbeit gewöhnt, Ausschweifungen und Fluchen aber bestrafte er scharf. An seinen Fahnen und Standarten, worauf sein Wappen gemalt war, stunden die Worte: „Gustavus Adolphus, König „von Schweden, Beschüzer des evan„gelischen Glaubens.“ Oder auch: „Ist „Gott für uns, wer mag wider uns „seyn?“ Im Krieg achtete er sein Leben für gar nichts und verrichtete oft mehr die Pflichten eines gemeinen Soldaten, als eines Generals und Befelshabers der Armee. Deutschland überhaupt und die protestantische Religion noch besonders, haben ihm unendlich vieles zu danken.

Eine artige Anekdote von Gustav Adolph s. Wochenbl. 4r Jahrg. S. 148.

XIII.

Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.

Man kan diesen treflichen Kurfürsten ohne Bedenken eine Zierde der Fürsten, mit denen er lebte, nennen. Seine grosse Tugend und Geschicklichkeit haben ihm den Beynamen des Weisen, den er so sehr verdiente, erworben. Er kam im Jahr 1463. den 17. Januar zur Welt, legte sich frühzeitig auf Sprachen, Wissenschaften und ritterliche Uebungen. Nach Absterben seines Vaters gelangte er im Jahr 1486. zur Regierung und war dergestalt friedfertig, daß er sich bis an sein Ende zu keinem Krieg bewegen lies, ob er wohl öfters hinreichende Ursachen dazu gehabt hätte. Er war fromm und versäumte keinen Tag, weder zu Haus noch auswärtig, den öffentlichen Gottesdienst. Sehr fleißig las er die heilige Schrift und sein Lieblingsspruch war: „Ohne mich „könnt ihr nichts thun.“

Gelerte und Künstler liebte dieser Kurfürst und unterstüzte sie, und ihm hat man die Stiftung der Universität Wittenberg im Jahr 1502. zu danken. Nach Kaiser Maximilian I. Tod trugen ihm die Kurfürsten die Krone an. Er überlegte eine kurze Zeit, lehnte darauf das Anerbieten mit der grösten Uneigennüzigkeit und Grosmut von sich ab und gab Karl V. seine Stimme. Die Gesandten des Königs von Spanien, die es wohl einsahen was für einen grossen Dienst Friedrich ihrem Herrn erwiesen hatte, wollten sich im Namen desselben auch dankbar gegen ihn bezeugen und boten ihm eine beträchtliche Summe Geldes an; aber er, der gros genug gewesen war, eine Krone auszuschlagen, sah diese Art von Bestechung mit Verachtung an und erlaubte nicht einmal, daß ein Theil dieser Summe unter seine Hofbedienten vertheilt werden durfte. Er könnte es zwar nicht hindern, sagte er, daß einer oder der andere etwas annehme; allein derjenige sollte am folgenden Morgen seiner Dienste entlassen seyn, der auch nur einen Gulden annehmen würde.

Bey

Bey Friedrich des Weisen Unterthanen fieng sich die bekannte Kirchenverbesserung durch Luther an, und obgleich er selbst sie weder völlig annahm, noch in seinen Ländern einführte, weil ihm diese Unternehmung gegen die damals so fürchterliche päbstliche Macht zu bedenklich vorkam; so that er ihr doch grossen Vorschub. Er hinderte sie wenigstens nicht, und schüzte Luthern vor gänzlicher Unterdrückung.

Spalatin, welcher das Leben dieses treflichen Fürsten geschrieben hat, rühmt unter andern Tugenden auch seine Geduld im Leiden, seine Grosmut, von der ich euch Proben erzält habe, seine Liebe und Vorsorge für die Armen, und Treue gegen seine Freunde. Er war ein Freund der Warheit, und konnte einen Menschen, der mit Lügen umgieng, nicht mehr ausstehen. Seine Ergözlichkeiten bestunden in Ritterspielen und Musik.

Er starb mit williger Ergebung in Gott und sagte kurze Zeit vorher zu seinem Kam-

merdiener: „Wenn mein lieber Gott will, so „will ich gerne von dieser Welt, denn es ist „doch weder Lieb noch Warheit, weder Treu „noch Gutes hier auf Erden.“ — Er empfieng das heilige Abendmal unter beyderley Gestalt auf seinem Sterbebette mit einer solchen innigen Andacht, daß viele der Umstehenden bis zu Thränen gerührt worden sind. Er bezeugte überhaupt die frömmsten Gesinnungen und Spalatin mußte ihm noch schriftlich seine Tröstungen mittheilen, die im Jahr 1525. zu Jena gedruckt worden sind, unter dem Titel: „Georg Spalatins Tröstungen an den „sterbenden Kurfürsten Friedrich, nebst „D. Luthers zwo Leichenpredigten auf „denselben.

Am fünften May des Jahrs 1525. starb er unverheyrathet, und wurde zu Wittenberg begraben.

XIV.

Königin Christina von Schweden.

Christina war eine Tochter des grossen Königs Gustav Adolph, von dem ich N. XII. erzält habe, und kam am achten December des Jahrs 1626. auf die Welt. Ihr Vater war ihr so gewogen, daß er ihr bald nach ihrer Geburt von den versammelten Reichsständen huldigen lies. In jungen Jahren schon nahm er sie mit sich, wenn er seine Soldaten musterte, und sie lies viele Freude dabey blicken. Als er im Jahr 1630. nach Deutschland reißte, weinte sie drey Tage lang so anhaltend, daß man für ihre Augen besorgt war, die sonst nicht viele Thränen hatten. Als er starb, empfal er sie dem Großkanzler von Schweden, Axel Oxenstirna, der sein ganzes Vertrauen besaß. Christina war sechs Jahre alt, da Gustav Adolph starb und nun sollte sie ein in Kriege verwickeltes Reich regieren. Die Stände erkannten sie als ihre Königin und sezten die vornehmsten fünf Reichsräthe bis zu ihrer Volljährigkeit indeß zu Re-

genten und ihren Vormündern. Von diesen lernte sie die Kunst zu regieren, wie sie nachher öfters gestanden hatte. Dabey hatten sie für eine anständige Erziehung ihrer Königin gesorgt. Von weiblichen Arbeiten wollte sie nichts lernen, hingegen aber gab sie sich mit Sprachen, Wissenschaften und Leibesübungen ab. Schon in ihrem siebenten Jahr beobachtete sie Mäßigkeit im Essen, Trinken und Schlaf, ertrug Hize und Kälte ohne Beschwerlichkeit und wurde durch die gewaltsamsten Bewegungen nicht ermüdet.

Vom Jahr 1636 an, als Oxenstirna aus Deutschland zurückkam und Christinen in der Regierungskunst unterrichtete, theilte man ihr alle Staatsgeschäfte zur Einsicht mit. Im zehnten Jahr kannte sie schon die Anfangsgründe verschiedener Wissenschaften, sprach und schrieb ausser der schwedischen Sprache noch die lateinische, deutsche und französische. Ihr Lehrer war auch ihr Vertrauter, dem sie all ihre kleinen Verdrüßlichkeiten erzälte und dagegen von ihm wieder Neuigkeiten erfur, worüber

über sie bewundernswürdige Anmerkungen machte. — Da ihre Minderjährigkeit zu Ende gieng, lies man sie im Jahr 1642., da sie erst sechzehn Jahr alt war, Siz im Reichsrath nehmen. In Wissenschaften und Sprachen kam sie immer weiter, denn sie las in ihrem achtzehnten Jahr die vornehmsten lateinischen und griechischen Schriftsteller. Im Jahr 1644. übernahm sie die Regierung völlig, beurtheilte von jezt an alles selbst und war ihr vornehmster Rathgeber.

Sowohl in den Kriegsangelegenheiten, als in Absicht der innern Verfassung ihres Reichs zeigte sich Christina zu ihrem Ruhm; ihr Glück und ihre Klugheit giengen gleiche Schritte. Ihren Großkanzler Oxenstirna belohnte sie, und rühmte in einer öffentlichen Rede im Reichsrath seine grossen Verdienste, doch nahm man sie in der Folge so gegen ihn ein, daß sie mißtrauisch gegen ihn wurde. Von dieser Zeit an dachte sie auf seine Erniedrigung, zog ihn nicht mehr so fleißig zu Rath und Oxenstirna ward empfindlich über das

Bezeugen einer Königin, die ihm so vieles zu danken hatte. — Unter Christinens Regierung wurde am 24. Okt. 1648. der berühmte westphälische Friede geschlossen, und sie hatte die Ehre, Schiedsrichterin desselben zu seyn.

Vor der Ehe hatte sie eine gänzliche Abneigung und auf den Fall daß sie sterben sollte, suchte sie ihren Vetter, den Pfalzgrafen Karl Gustav in den Besiz ihrer Krone zu sezen, welches ihr nach vielen Vorstellungen und langem Weigern der Reichsräthe endlich gelang.

Indeß Christine für die innere Verfassung ihres Reichs sorgte, sah sie zugleich auf den Zustand der übrigen europäischen Reiche. Sie bot sich zur Vermittlung der Unruhen an, welche im Jahr 1648. in Frankreich entstanden waren, mußte aber zulezt den Franzosen ihre Vereinigung selbst überlassen. In ihrem eigenen Königreich hatte sie verschiedene wichtige Geschäfte und Bewegungen zu endigen, und um diese Zeit entschlos sie sich, die Regierung völlig niederzulegen und solche dem

Prin=

Prinzen Karl Gustav zu überlassen. Sie erklärte im Jahr 1651. ihren Entschluß dem ganzen versammelten Reichsrath. Man wandte alle Mühe an, sie zu bereden, ihre Gesinnung zu ändern, aber das war lange vergebens, bis endlich Oxenstirna durch seine Beredsamkeit über sie siegte. Sie trat die Regierung aufs neue wieder an und machte sich durch viele nüzliche und heilsame Verordnungen verdient. Sie empfal strenge Beobachtung der Gerechtigkeit, mäßigte die übertriebene Pracht des Adels, und errichtete Handlungsgesellschaften in auswärtige Theile der Welt. Unter solchen Beschäftigungen untersuchte sie auch die Warheiten der Religion, und gestund, daß sie überzeugt sey, daß man diejenige Sachen, die sie glaube, notwendig glauben müsse. Merkwürdig ist es, daß Christina es dem Landgrafen Ernst von Hessen Rheinfels, als er zur römischen Kirche übertrat, schriftlich als einen grossen Fehler vorwarf, und doch zwey Jahre hernach den nämlichen Fehler selbst begieng.

Die Liebe der Königin zu Wissenschaften und die seltene Kenntnisse, die sie besas, fielen der ganzen Welt in die Augen. Sie war in den vornehmsten und gemeinnüzigsten Theilen der Gelersamkeit und in den schönen Künsten so erfaren, daß man sie unter die gelehrtesten Personen von Europa mit allem Recht zählen konnte. Sie wurde in ihrem Reich die Stifterin des allgemeinern und feinern Geschmacks an den Wissenschaften, denn sie gab nicht nur das erste und vollkommenste Beyspiel, sondern machte auch in diesem Fach die treflichsten Anstalten. Sie berief auswärtige tüchtige Gelerte, die sich auf eine vortheilhafte Weise ausgezeichnet hatten; unterhielt mit den vorzüglichsten Schriftstellern Europens einen beständigen Briefwechsel, lud sie zu sich ein und bezeugte sich sehr freygebig. Die Schweden sahen dies nicht ungerne, blos allein der Arzt Bourdelot machte sie kalt gegen ihre Königin, denn er brachte ihr eine Gleichgültigkeit in der Religion bey und entfernten alle diejenige Männer von ihr, denen sie sonst gewogen war. Sie gab ihm zulezt selber den

Abschied,

Abschied, um sich nicht den allgemeinen Haß ihrer Unterthanen seinetwegen zuzuziehen, und kaum war er nach Frankreich zurückgekehrt, so fieng sie an, ihn zu verabschenen, so gros auch vorher ihre Neigung zu ihm gewesen war.

Die ganze Welt sprach mit Achtung und Ehrerbietung von Christinen, und niemand zweifelte, daß sie verdiene bis an ihr Ende Königin zu seyn. Aber im Jahr 1654. suchte sie ihren ehmaligen Gedanken, die Regierung niederzulegen, wieder hervor, und diesmal sezte sie ihn durch und übergab die Krone von Schweden ihrem bestimmten Nachfolger. Sie hat ihrem Reich den sichersten Frieden verschaft, seine Gränzen erweitert, es blühend und furchtbar gemacht, gute Geseze gegeben, Wissenschaften und Künste unterstüzt, ihre Unterthanen geliebt, Feinde gedemütigt, die protestantische Religion unterstüzt und die Bewunderung von ganz Europa auf sich gezogen.

Wir wollen nun, meine Lieben! auch das fernere Privatleben dieser grossen Königin betrach-

trachten, das nicht weniger merkwürdig ist, als dasjenige, während dessen sie Regentin war.

Kaum hatte Christina die Krone niedergelegt, so dachte sie schon darauf, Schweden ganz zu verlassen. Sie reißte durch Dännemark, und als sie an einen kleinen Bach kam, welcher damals Dänemark und Schweden von einander trennte, sprang sie mit grosser Freude hinüber und sagte: „Nun bin ich ein„mal in Freyheit und ausser Schweden, wo„hin ich nie zurück zu kehren gedenke.“ Sie reißte hierauf über Münster und die vereinigten Niederlande nach Antwerpen und gieng besonders zu Münster sehr vertraulich mit den Jesuiten um. Am 23. December des Jahrs 1654. hielt sie ihren prächtigen Einzug zu Brüssel und bekannte sich den folgenden Tag zur römischen Kirche, als wozu man sie schon lange zu bewegen trachtete, und wozu sich die aufgeklärte Tochter Gustav Adolphs nicht hätte sollen bewegen lassen. Auch bey dieser Geschichte haben sich, wie man hinlänglich bewiesen hat, die Jesuiten am geschäf-

tigsten bewiesen, Christinen zum Abfall von ihrer Kirche zu bereden. Es ist anmerkenswerth, daß sie seit dieser Veränderung eine ganz andere Person, als vorher war. Ihre Aufführung wurde freyer, Tänze, Schauspiele, Jagden und andere Lustbarkeiten füllten ihre ganze Zeit aus, ja sie gab sich nicht einmal Mühe, vor den Augen ihrer neuen Glaubensgenossen nur einen äusserlichen Schein von besonderer Andacht blicken zu lassen. Ihre Lebensart wurde so ausschweifend, daß selbst die Jesuiten, die sie vorher mit den grösten Lobsprüchen überhäuft hatten, nunmehr ihre Posaune um einige Töne herabstimmten. Christina hielt es endlich für zuträglicher, sich zu entfernen, und reißte nach Rom. Der Pabst machte grossen Aufwand, sie zu empfangen, die Römer bewunderten sie, doch waren die vornehmsten Häuser daselbst mit ihrer Religion gar nicht zufrieden. Von Rom gieng sie nach Frankreich und wurde mit grossen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Nachdem sie einige Zeit daselbst verweilt, gieng sie im Jahr 1656. wieder nach Italien. Die Annehmlichkei-

keiten Frankreichs hatten indeß so vielen Eindruck auf sie gemacht, daß sie ein Jahr hernach wiederkam.

Schweden verlor im Jahr 1660. seinen König und Christine reißte selbst dahin, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Man empfieng sie zu Stockholm mit königlichen Ehrenbezeugungen, allein da sie täglich in ihrem Zimmer Messe lesen lies, wurde man kaltsinnig. Ohne viel ausgerichtet zu haben, verlies sie im May des folgenden Jahres ganz misvergnügt ihr Vaterland und kam in der Mitte des Jahres 1662. wieder nach Rom. Sie kam wieder nach Schweden, aber man war einmal wegen ihrer Religionsveränderung mißtrauisch gegen sie geworden und es war unmöglich, ein gutes Verständniß zwischen ihr und ihren ehmaligen Unterthanen wieder herzustellen. Die Schweden warfen ihr ins Angesicht vor, sie habe mit der einen Hand dasjenige umgestossen, was sie mit der andern gebaut, daß sie dasjenige verlassen, wofür ihr Vater Gut und Blut aufgeopfert habe. Sie reißte also im Jahr 1668. nach Rom zurück. Sie war noch

immer mit hohen Dingen und weit aussehenden Entwürfen beschäftigt, lies sich die Beförderung der Wissenschaften, Künste und Gelerten angelegen seyn und unterstüzte mit grossen Summen die Ausgabe verschiedener wichtiger Werke. Sie war gerne in Rom, aber der Papst war es nicht, der ihr den Aufenthalt daselbst schäzbar oder angenehm machte, denn Christine spottete über Innocenz XI. und seine Regierung.

Im Jahr 1689. den 19. April starb sie unter dem Zuspruch eines Carmelitermönchs und lies den Pabst wegen einiger harter Reden um Verzeihung bitten. Sie befal, daß man sie ohne alles Gepränge begraben und nur diese Worte auf ihren Grabstein sezen sollte: „Christina hat drey und sechzig Jahre „gelebt.“ Ohngeacht ihres Verbots lies ihr der Pabst ein sehr prächtiges Leichenbegängniß halten. — Christina welche Wissenschaften und Künste so sehr liebte, hat auch Schriften hinterlassen, die ihrer würdig sind. Sie hat auch ihr Leben selbst geschrieben, und dies ist der merkwürdigste unter all ihren Aufsäzen,

worinn sie auch ihre Fehler freymütig gesteht. Sie hatte viel Tugenden, Hoheit des Geistes, edle Ruhmbegierde, Grosmut, liebreiche Vertraulichkeit, offenherzige und wohlthätige Gesinnungen, aber auch viele Fehler, Stolz, unbegränzte Herrschsucht, Liebe zu Ausschweifungen, Bitterkeit und dergleichen. Sie veränderte ihre Lebensart, Religion, Aufenthalt, und Neigungen. Man kan sagen, daß sie in vielen Fällen groß, aber in eben so vielen nur seltsam gewesen sey, und daß man in der ganzen Geschichte ihres gleichen nicht aufweisen könne. Wäre sie auf dem Thron geblieben, so hätte sie sich noch mehr Verdienste erworben, denn für diesen war sie geboren, aber ausser demselben schweifte sie immer mit ungewissen Tritten herum.

XV.

Friedrich Wilhelm, der Große, Kurfürst von Brandenburg.

Dieser Fürst, welcher den Namen des Grossen, den ihm die Geschichte beylegt, in seinem ganzen Umfang verdient, ist am sechsten Februar 1620. zu Cölln an der Spree geboren. Er wurde während der Unruhen des dreyßigjährigen Krieges zu Cüstrin erzogen, dann kam er 1634. nach Leyden um daselbst sich in Wissenschaften umzusehen. Kaum hatte er seinen Lauf begonnen, so nöthigte ihn die Pest nach Arnheim zu gehen und hier ergab er sich den Wissenschaften und ritterlichen Uebungen. Aber auch Arnheim mußt' er im Jahr 1636. wegen der Pest verlassen. Er blieb noch bis ins Jahr 1638. in Holland, dann gieng er zu den Seinigen nach Spandau. Sein Vater starb 1640. und Friedrich Wilhelm trat die Regierung in einer schlimmen Verfassung an und zu all dem elenden Zustand seines Landes kamen noch die Verrätherereyen des Statthalters, Grafen von

Schwarzenberg, der ihm mehr als einmal nach dem Leben strebte, um sich den Weg zur Kurwürde zu bahnen, aber endlich im Jahr 1641. starb. — Als der Kurfürst erst völliger Herr in seinem Lande war, suchte er dasselbe auch von auswärtigen Feinden zu befreyen.

Bey dem Schluße des westphälischen Friedens nahm sich Friedrich Wilhelm der protestantischen Religion an, lies auch auf die Versicherung des Religionszustandes der Reformirten in Deutschland herzhaft dringen. Er beschickte im Jahr 1645. in ähnlicher Absicht ein Religionsgespräch, das zur Vereinigung der Katholischen, Evangelischen und Reformirten in Pohlen gehalten wurde, aber das erwünschte Ende nicht nahm. — Der westphälische Friede war, so wie überhaupt für ganz Deutschland, also auch für den Kurfürsten sehr ersprießlich, denn von dieser Zeit an nahm seine merklichere Macht und Hoheit den Anfang. Schon während der Unterhandlungen aber hatte er sich eine gewisse Würde erworben und selbst der Zuwachs von Ländern, den

den er durch denselben bekam, wurde erst durch seine Regierungskunst ein wahrer und bleibender Vortheil.

Während des Krieges waren seine Länder in die entsetzlichste Verwüstung gerathen, er nuzte also den wiederhergestellten Frieden, daß sie sich durch seine Sorgfalt bald wieder erholten, und fürte Ueberfluß und Ordnung darinnen ein und zwar so, als man es bisher noch nie gekannt hatte. Gleich zwey Jahre nach dem Frieden, 1650. legte er unter allen deutschen Reichsständen zuerst das Postwesen in seinen deutschen Ländern an.

Nach einer kurzen Ruhe wurde er mit **Karl Gustav**, König von Schweden in einen Krieg verwickelt, und endlich da diese beyde sich mit einander verstanden hatten, zogen sie gegen die **Pohlen**. Die Feindseligkeiten unter ihnen brachen aber aufs neue wieder aus, bis erst der Tod des Königs von Schweden den Frieden erleichterte, der im Jahr 1660. geschlossen wurde. Drey Jahre her-

hernach gab der Kurfürst dem Kaiser zweytausend Mann nach Ungarn gegen die Türken, aber zu Anfürung des kaiserlichen Heeres, wie man von ihm verlangt hatte, verstund er sich nicht. — Seine friedfertige und Gerechtigkeitliebende Gesinnung bewog ihn, verschiedene Streitigkeiten anderer Fürsten und Staaten beyzulegen, da es schien, sie werden nur mit dem Degen ausgemacht werden können.

Als die Franzosen im deutschen Reich gewaltige Verwüstungen anrichteten, verband sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm mit dem Kaiser, um demselben beyzustehen, und fürte im Jahr 1674. fast zwanzigtausend Mann seiner Kriegsvölker an den Rhein. Er hätte gewis viel ausrichten können, wenn er frey hätte handeln dürfen, aber er wurde auf allen Seiten eingeschränkt, und der unglückliche Religionseifer machte den kaiserlichen Hof mistrauisch gegen ihn. — Während daß er dem deutschen Reich beträchtliche Dienste leistete, hezte ihm Frankreich einen Feind in den Rücken, nämlich die Schweden. Diese drückten

seine

seine Unterthanen in der Mark so sehr, daß sie es im dreyßigjährigen Krieg nicht ärger erfaren hatten; und siebentausend Innwohner flüchteten sich nach Pohlen. Im Jahr 1675. rückte der Kurfürst gegen die Schweden, denn keiner seiner Bundsgenossen wollte einen Angriff wagen, eh er selbst den Anfang dazu gemacht haben würde. Er war glücklich und die ganze Mark wurde frey. Er mußte auch lange in den Waffen stehen und erwarb sich viele Verdienste um das allgemeine Beste von Europa, nebst dem trachtete er auch die Rechte seines Hauses in Sicherheit zu sezen. Er starb zu Potsdam den 29. April des Jahrs 1688. und sein Ende war wie sein Leben, ehrwürdig und lehrreich, immer von gleicher Grösse des Geistes unterstüzt. Er gab seinem Kurprinzen viele weise und väterliche Lehren, dankte seinen Räthen für all ihre Dienste, und bedauerte, daß er die Last seiner Unterthanen nicht genugsam habe erleichtern können. Er bezeugte, wie sehr ihn die Verfolgung schmerze, welche die Protestanten hie und da erfaren mußten, und empfal seinem Kurprin-

zen die Aufname und Unterstüzung der fran-
zösischen Flüchtlinge.

Friedrich Wilhelm war ein leutseliger Fürst, und pflegte sich mit Personen jedes Standes, besonders mit Fremden gerne zu unterreden und schäzte Verdienste und nüzliche Eigenschaften hoch, wo er sie fand. Was vor ihn kam, untersuchte er selbst und war nie verdrüßlich darüber. Er war gerecht und streng, ohne grausam zu seyn, freygebig und prächtig, nach dem Maaß seiner Einkünfte, und einer der klügsten und grosmütigsten Fürsten seiner Zeit, aufrichtig und andächtig in seiner Religion, erfüllt mit Abscheu gegen alle Verfolgung anderer Glaubensgenossen.

Er war ein Held im Krieg und ein Vater seines Landes, ein Wiederhersteller von der Glückseligkeit desselben. In Wissenschaften war er nicht fremde und daher auch ein Beförderer derselben und schönen Künste. Die königliche Bibliotheck zu Berlin, jezt eine der ansehnlichsten in ganz Europa, ist von ihm gestif-

gestiftet worden. Er berief auswärtige geschickte Baumeister, errichtete eine Sammlung von Gemälden der besten Meister. Maler, Bildhauer und andere Künstler, thaten sich unter seiner Regierung, von ihm unterstüzt, häufig hervor. Er schäzte auch die Dichter, und der Freyherr von Caniz lebte an seinem Hof.

Der gröste unter seinen königlichen Nachkommen, Friedrich der Grosse, hat eine Vergleichung zwischen Friedrich Wilhelm und Ludwig XIV. von Frankreich angestellt, aber der erstere bleibt immer der gröste.

XVI.

Ernst der Fromme,

Herzog von Gotha.

Als unser deutsches Vaterland dreyßig Jahre lang durch die Flammen eines schrecklichen Kriegs verheert wurden, und alle Fürsten die Waffen in der Hand hatten, sorgte Gottes weise Vorsehung dennoch, damit nicht alles Gute untergehen möchte, und stellte den vortreflichen und musterhaften Regenten Herzog Ernst den Frommen von Gotha als ihr Werkzeug auf. Der Antritt seiner Regierung war mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft, dennoch durft' er es wagen, auf erhaltene kaiserliche Erlaubniß, im Jahr 1643. den Bau des schönen Schlosses Friedenstein zu beginnen, und am 17. Septembris 1646. konnte schon die Schloßkirche eingeweiht werden. Sein Fürstenthum litt ungemein viel von den Drangsalen des Krieges. Es mußten alle Monate ausser den Fouragegeldern noch 400. Thaler bezalt werden, Durchzüge der französischen und schwedischen Truppen, Einfälle und Plün-

derungen der kaiserlichen Völker u. s. w. machten dem Land grosse Beschwerlichkeiten. Nur von 1641. bis 1645. sind gegen 67600. Thaler an Geld und Getreide in das Magazin nach Erfurt geliefert worden. Vom May 1646. bis zu Ende des Jahres mußten 4600. Thaler Kriegssteuer entrichtet werden, und im folgenden Jahr 1647. betrug sie 4900. Thaler. In sieben Jahren (von 1640 — 1647) verlor das Herzogthum Gotha 87900. Thaler. — Endlich wurde am 14. Oktobris 1648. der langgewünschte Friede geschlossen und unter Herzog Ernsts nachfolgender Regierung war beständige Ruhe.

So bald der Friede hergestellt war, lies der Herzog seine erste Sorge seyn den zerrütteten Zustand seines Landes wieder in Ordnung zu bringen, und in der That hat er die Glückseligkeit desselben aufs dauerhafteste gegründet, denn er übersah nichts, was zu besserer Aufname der Religion, der Sitten und des blühenden Zustandes seines Fürstenthums etwas beytragen konnte. Er hat sich als Krie-

ger gezeigt, denn er fürte unter dem grossen schwedischen Könige, Gustav Adolph, ein Regiment Reuter glücklich an. Aber noch grösser war er als Regent seiner Unterthanen im Frieden. Sobald er die Minderjährigkeit zurück gelegt hatte, suchte er sich eine vollständige Kenntniß von den Angelegenheiten und dem Interesse seines Hauses zu verschaffen. Als er die Regierung antrat, lagen viele seiner Städte und Dörfer in der Asche, oder waren durch Krieg, Hunger und Pest ihrer Innwohner beraubt. Die Kammergüter waren in den kläglichsten Umständen, die festen Oerter mit fremden Truppen besezt, die die Einwohner fast völlig zu Grunde richteten. Das Vermögen des Fürsten war sehr geschmolzen und dennoch unterstüzte er den Landmann, der bisher selber den Pflug hatte ziehen müssen, daß er sich wieder Pferde und Geschirr anschaffen konnte. Als er anfieng das Schloß Friedenstein zu bauen, hatte er nicht mehr als zweyhundert, und zwar geborgte Thaler, vorrätig: aber durch seine kluge Anstalten und gute Haushaltung konnte er in kurzer Zeit nicht

nur

nur grosse Summen auf gemeinnüzige Absichten verwenden, sondern auch noch einen Schaz sammeln.

Gleich bey dem Antritt seiner Regierung sorgte er für die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens. Er stellte öftere Visitationen an und belonte dabey die Fleißigen. Arme und Verlassene hatten an ihm einen wahren Vater, denn er lies alle Jahre gegen zehentausend Gulden Allmosen austheilen. Seine Unterthanen konnten sich ihm durch nichts angenehmer machen, als durch gute Sitten und tugendhaften Wandel. Oeffentliche Sünden und Aergernisse betrübten ihn aufs höchste, hingegen empfand er über die Besserung eines Lasterhaften die lebhaftesten Freuden. Aber Herzog Ernst war es auch, der seinen Untergebenen das beste Beyspiel gab, denn sein Leben war eine beständige und anhaltende Religionsübung. Spielen, Ueppigkeit und unnöthiger Kleiderpracht waren ganz von seinem Hof entfernt.

Der Kaiser schäzte seine Klugheit und übertrug ihm die Entscheidung wichtiger Streitigkeiten. Er unternahm nie eine Sache, ohne sie vorher reiflich überlegt zu haben, dann aber sezte er sie durch, wenn auch seine Räthe ihm widersprachen. Er nahm keinen zu seinem Diener an, eh er von dessen Fleiß und Geschicklichkeit hinlänglich überzeugt war, und suchte besonders Landeskinder dazu aus. Verläumder fanden bey ihm kein Gehör und diejenigen, die ihm treu dienten, konnten sicher auf Belonung rechnen. Wenn einer eine starke Familie hatte, oder daß ihn Unglücksfälle zurücksezten, so vermachte ihm der Herzog seinen Gehalt und munterte diejenigen durch Geschenke auf, die ein schweres Amt zu verwalten hatten. Seine Amtleute mußten gute Männer und rechtschaffene Haushälter seyn. Erst mußten sie sein Land kennen lernen, dann reisen, um sich Kenntnisse bey Leuten zu erwerben, die die Wirthschaft verstanden. Sie mußten alle Jahre Rechnung ablegen, wobey er sie ermahnte, das Beßte des Vaterlandes stets zu befördern und vor Augen zu haben.

Als er einst einen seiner Diener der Untreue schuldig fand, schickte er ihm den hundert und ersten Psalm. — Wer ein Amt durch unrechte Wege bekomen hatte, dem nahm es Herzog Ernst wieder ab. Wenn er reißte, schlug er niemand den Zutritt zu seiner Person ab, und jedermann konnte freymütig mit ihm reden.

Am Sonntag verbot er alles Saufen, Schwören, Kartenspielen und Singen. Die Kinder durften nicht eher aus der Schule genommen werden, bis sie Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen und die Fähigen unter ihnen Musik und Geometrie verstanden. Alle Morgen las er in der Bibel und gieng mit seinem Hof in die Kirche.

Sein Regierungseifer war gros und er wohnte fast immer der Regierung, dem Consistorio und der Kammer bey. Jeden hörte er willig an und empfieng alle Bittschriften selber; ja öfters, wenn er schon im Begrif war zu gehen, kam er wieder zurück, sezte sich auf seinen Stul, um etwa die Bitte eines Unterthanen anzuhören.

Er war Vater von siebzehn Kindern, von denen ihn fünf Prinzen überlebten. Es läßt sich aus allem, was bisher von diesem treflichen Fürsten erzält worden ist, schliessen, daß er auf ihre Erziehung die gröste Sorgfalt werde gewendet haben. Die tüchtigsten Leute wurden zu ihrer Bildung und Unterweisung berufen. Der Herzog selbst ermahnte seine Söhne fleißig zur Gottesfurcht und Tugend, schrieb ihnen die genaueste Lebensordnung vor, und befal allen denen, die um sie waren, seine Vorschriften zu befolgen. Oefters mußten seine geistlich und weltlichen Räthe der monatlichen Prüfung der Prinzen beywohnen und über die beste und ihnen angemessenste Lehrart ihre Gedanken sagen. Sie durften in ihrer Jugend keinen Degen tragen, damit sie nicht stolz werden möchten. Am Sonntag nahm er sie mit sich in die Kirche und da mußten sie den Innhalt der Predigt nachschreiben, worüber sie dann nachher von ihm gefragt wurden. Als sie heranwuchsen, nahm er sie mit sich in den Staatsrath, um bey Zeiten ihre Bestimmung zu erfaren. Er gewöhnte sie zu Arbei-

ten, damit sie dem Müßiggang nicht möchten ergeben werden. Sie durchreißten einen grossen Theil Europens, aber damit weder ihr Körper noch ihre Seele verdorben werden möchte, gab er ihnen die treflichsten Männer zu Aufsehern mit. Wo sie hinkamen, wurden sie bewundert und mit den besten Segenswünschen für sich und ihre würdigen Aeltern begleitet.

Herzog Ernstens Sorge für die gute Sache des Christenthums erstreckte sich bis nach Aethiopien und Abyßinien. Er schickte einen Religionslehrer, Namens Wansleb dahin, und obgleich dieser keine Nachricht von seinen Verrichtungen gab, ja sogar die Religion änderte und ein Dominikaner wurde, so that ihm der fromme Fürst doch nachher noch Gutes.

Von Herzog Ernst rührt noch die jezige Einrichtung des gothaischen Kirchen- und Schulwesens her. Er hat die Unkosten des berühmten grossen Bibelwerks, das man gemeiniglich das weimarische nennt, und an dem vier

und dreyßig Gottesgelerte arbeiteten, ganz alleine getragen. Er lies 1646. das Concordienbuch für die Kirchen seines Herzogthums drucken und beförderte sonst noch den wolfeilen Ankauf anderer Erbauungsbücher, lies auch 1666. das erste gothaische Gesangbuch, das aus 270. Liedern bestand, drucken.*) Bey all diesen frommen Beschäftigungen versäumte er aber die weltliche Regierung seines Landes nicht. Er hielt feste auf die eingefürten Landesordnungen und vermehrte sie noch mit nüzlichen neuen.

Man pflegte sonst zu sagen, die Bauern in Herzog Ernsts Länder wären gelerter, als die Landedelleute im übrigen Deutschland. Das kam daher, weil er für den Unterricht der Bauerkinder sorgte, Schulbücher für sie verfertigen lies und die Eltern nicht freywillig ihre Kinder dem Lehrer entziehen durften. Damals hatte man die Mittel und Anstälten, geschickt zu werden, noch nicht so häufig wie jezt; damals hatte noch kein Miller, Weisse, Campe und Baßedow geschrieben und die

Pfade

*) Er trug sogar zur Ausbreitung des Christenthums in Abyssinien bey, welche Absicht aber [illegible] nicht [illegible] vereitelt wurde. [illegible]

Pfade zum Tempel der Weisheit geebnet. Dankt also Gott, meine Kinder, daß er euch in Zeiten geboren werden lies, in denen er Männer erweckte, die so eifrig für euch arbeiten, und welch eine Schande wär es für euch, wenn ihr diese vortreflichen Gelegenheiten, immer besser und weiser zu werden, ungenuzt wolltet vorbey gehen lassen.

In seinem Testament empfal Herzog Ernst seinen Prinzen, ausser vielen herrlichen Regierungsvorschriften, den gemeinschaftlichen Besiz ihrer Länder. Der älteste sollte regieren, aber von den jüngern unterstüzt werden; doch erlaubte er unter gewissen Bedingungen eine Theilung ohne Vorzug. Auch für die Princeßinnen sorgte er aufs beste.

Sein Tod erfolgte den 26. März des Jahres 1675., nachdem er 73. Jahre gelebt und 35. Jahre regiert hatte. Er entschlief sanft, unter dem Gebet des Erlösers und die Kraftvollen Stellen Johann: I., 29. und III., 16. erquickten ihn besonders. Oft hat er geweint

weint und sich auf den Himmel gefreut. Wie wenig er auf den Stand, der ihm vor tausend andern Sterblichen einen Vorzug gab, stolz war, erhellt aus dem Spruch, den er gewönlich in die Stammbücher zu schreiben pflegte: „Regenten sind gemacht aus Erde, regieren auf der Erde, und müssen wieder zur Erde werden.“ — O wie wenig pflegen dies sonst die Grossen dieser Welt zu beherzigen! Sie, die von Jugend auf gewohnt werden, andere als ihre Diener zu sehen, überreden sich oft, daß sie von einer bessern Art seyen als wir; und wenn dann die Herrlichkeit des kurzen Lebens verschwunden ist, so hackt der Todtengräber eben so gleichgültig das Grab des Monarchen als des Bettlers. — Erdenglanz bleibt zurück, Unterschied der Stände verschwindet und der Herr von Land und Leuten modert so gut wie der Arme, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte. — O des Thoren, der hienieden nach etwas anders, als nach bleibenden Verdiensten und dem Ehrentitel des Rechtschaffenen ringt!

XVII.

Moriz von Sachsen.

Unter die außerordentlichen Personen, die im sechzehnten Jahrhundert, dieser an grossen Thaten und Männern so reichen Periode, auf den Schauplaz getretten sind, gehöret auch Moriz, Herzog von Sachsen. Wenn er schon wegen seiner übertriebenen Ehrsucht, seiner tiefen Verstellungskunst, seiner Ungerechtigkeit, womit er sich der Würden und Herrschaften seines Vetters bemächtigte, nicht unter diejenigen gesezt werden kan, die sich durch Rechtschaffenheit vorzüglich ausgezeichnet haben; so muß man doch seine Klugheit, seine Lebhaftigkeit in Ausfürung seiner Plane und seine Kunst immer zu seinem Vortheil alles zu benuzen, billig bewundern. Er ist das schönste Gegenbild zu Herzog Ernst dem Frommen, und darum hab' ich bis hieher verspart, von ihm besonders zu reden.

Moriz war erst fünf und zwanzig Jahr', als er seinem Vater Heinrich in der Regierung

der sächsischen Länder folgte, die der albertinischen Linie *) dieses Hauses gehörten und lies bereits ungemein grosse und schimmernde Talente blicken. Er war der protestantischen Religion eifrig zugethan und doch wollte er dem Bunde, welchen die Protestanten zu Schmalkalden geschlossen hatten, nicht beytreten. Er sah die Ueberlegenheit Kaiser **Karl V.** und bewarb sich eifrig um dessen Gunst, ja er stund ihm so gar im Kriege bey.

Auf dem Reichstag zu **Worms** im Jahr 1545. entsagten die Protestanten aller Gemeinschaft mit dem Concilio zu **Trident**, wollten dem Kaiser keine Hülfe gegen die Türken bewilligen und **Moriz** erbot sich, dem Kaiser in bey=

*) Kurfürst **Friedrich** I. von Sachsen hatte zwey Prinzen, **Ernst** und **Albrecht**. **Kunz von Kaufungen**, den er beleidigt hatte, raubte sie ihm im Jahr 1445 zu **Altenburg** aus dem Schlosse, aber beyde wurden wieder gerettet. Diese beyden Prinzen sind die Stifter der noch jezt blühenden Linien des sächsischen Hauses, der **Ernestinischen** und **Albertinischen**.

beyden Punkten nach Gefallen zu leben. Als er im folgenden Jahr merkte, daß die Feindseligkeiten zwischen Karl V. und den schmalkaldischen Bundesverwandten zum Ausbruch kommen würden; so machte er schon grosse Entwürfe, denn er hofte im Lärm eines bürgerlichen Krieges zu gewinnen, entfernte sich also von seinen Glaubensbrüdern, und schlug sich zu der Partey des Kaisers, mit dem er den 19. Junii des Jahrs 1546. einen feyerlichen Traktat schlos, worinn er versprach, dem Kaiser getreulich zu dienen, dagegen ihm dieser alles, was dem Kurfürsten von Sachsen würde abgenommen werden, Länder und Würde, zu übertragen gelobte. Er hielt diese Verbindung sehr geheim, so, daß die Verbundenen nicht einmal einen Verdacht auf ihn warfen, selbst der Kurfürst, als er zu Felde zog, empfal ihm sein Land zur Beschüzung. Aber kaum war dieser fort, so erhielt Moriz vom Kaiser die Achtserklärung des Kurfürsten und nahm kraft des Befels, der zugleich an ihn ergieng, die Länder völlig in Besiz. Nun giengen den Protestanten die Augen auf, sie ver-

wünschten Morizen und fluchten ihm, als einem Abtrinnigen von der Religion, einem Verräther der deutschen Freyheit und Verächter der heiligsten Bande.

Der Kurfürst wurde hierauf geschlagen und gefangen genommen. Moriz belagerte Wittenberg, aber vergebens, dennoch mußte jener die Kurwürde abtretten und Moriz erhielt sie, auch Wittenberg und alle übrige Städte des Kurfürstenthums Sachsen. Die feyerlichste Investitur geschah im Jahr 1548. zu Augsburg und der abgesezte Kurfürst konnte aus dem Zimmer, worinn er als Gefangener sas, die Feyerlichkeit mit ansehen.

Jezt war also Moriz, was er lange seyn wollte, einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands, aber nun kannte er auch Karl V. und sein Ringen, unumschränkter Monarch zu werden. Er sah, wie man sich bemühte, Luthers Lehre, der er doch selbst ergeben war, zu stürzen, wollte nun auch keinen müßigen Zuschauer mehr abgeben und dies alles geradezu

gesche-

geschehen lassen. Nur war es schwer von dem Kaiser zurückzutreten, mit dem er so genau verbunden war und auf der andern Seite das Vertrauen der Protestanten zu gewinnen, die er so sehr beleidigt hatte. Moriz entwarf seine Plane listig und da man ihm auf kaiserlicher Seite nicht Wort gehalten hatte, da man den Landgrafen von Hessen mit Gefängniß belegte, wovon Morizen das Gegentheil versprochen war; so gab dies eine Ursache, sich dem Kaiser zu widersezen. Der Landgraf war sein Schwiegervater, er wandte also Bitten und ernstliche Vorstellungen an, daß man ihn loslassen möchte, als aber Karl nicht darauf achtete, so wartete Moriz mit Ungeduld auf den Augenblick, daß er sich rächen könnte. Er suchte nun das Vertrauen der Protestanten zu gewinnen und schmeichelte nebenher dem Kaiser, so daß kein Theil aus ihm recht klug werden konnte. Er belagerte im Namen des Kaisers Magdeburg und übernahm das Commando über die ganze Armee. Die Stadt ergab sich endlich nach zwölf Monaten und Moriz wußte es dahin zu bringen, daß er die

höchste Gewalt darinn bekam, und noch immer wußte er mit ausserordentlicher Geschicklichkeit Karl V. seine geheimen Anschläge zu verbergen.

Im Jahr 1551. war er mit seinen Entwürfen und Zurüstungen beynahe völlig fertig, um gegen den Kaiser ins Feld rücken zu können. Vorher aber bewarb er sich um die Freundschaft und den Schuz Heinrich II. von Frankreich, und als er sich genugsam unterstüzt glaubte, forderte er noch einmal von dem Kaiser die Loslassung des Landgrafen von Hessen; aber Karl wiech seiner Bitte aus. Dies rechtfertigte Morizens nachheriges Verfaren. Im folgenden Jahr nahte die Zeit heran, da er losbrechen wollte. Für seine Unterthanen war gesorgt, der Kaiser war sicher gemacht, und zu seinem Unglück gerade vom Podagra befallen, so daß er seine Seelenkräfte, um seine Angelegenheiten recht durchzudenken, nicht genugsam anzustrengen vermochte; folglich zog Moriz die Maske, die er so lange getragen hatte, endlich vom Gesicht und marschirte gegen

gen den Kaiser zu Felde. Indem er diesen Schritt that, gab er zugleich ein Manifest heraus, um sich zu rechtfertigen, worinn er zu Ursachen angab: „Er wolle die protestantische Religion, die man zu unterdrücken suche, in Sicherheit sezen; er wolle die Grundverfassung des Reichs unterstüzen und Deutschland von der Unterwurfigkeit unter einem despotischen Monarchen erretten; und endlich wolle er seinen Schwiegervater, den Landgrafen, von den Drangsalen einer langen und ungerechten Gefangenschaft befreyen.“ Durch dieses Manifest machte er alles rege, und erwarb sich sowohl bey Protestanten als Katholiken Ruhm und Lob.

Moriz eilte schnell nach Oberdeutschland und alle Städte öfneten ihm willig die Thore. — Der Kaiser war ganz Erstaunen über diese Bewegungen, denn er sah nun eine grosse Anzal deutscher Fürsten gegen ihn in den Waffen, verbunden mit einem mächtigen auswärtigen Monarchen. Er glaubte durch Unterhandlungen zu gewinnen und wählte dazu seinen Bru-

der Ferdinand, um mit Morizen gütlich überein zu kommen, allein es lief fruchtlos ab. Moriz gieng also gerade auf Innsbruck los und da der Kaiser es hörte, verlies er eilends die Stadt, ohngeacht der Dunkelheit der Nacht und eines heftigen Regens, der eben einfiel. Wenige Stunden nach des Kaisers Flucht erschien Moriz und sezte ihm einige Meilen nach, konnte ihn aber nicht mehr einholen. Am sechs und zwanzigsten May des Jahrs 1552. kam er nach Passau, und die Unterhandlungen mit Ferdinand fiengen aufs neue an. Moriz schlug seine Bedingungen vor, die er zum Theil schon in seinem Manifest genannt hatte, und die Fürsten des Reichs unterstüzten seine Forderungen als billig und gerecht. Ferdinand arbeitete mit vielem Eifer an dem Vergleich, da aber der Kaiser noch immer zauderte, so verlies Moriz eilfertig Passau und belagerte Frankfurt am Mayn. Jezt lies Karl V. sich erst zum Vergleich bewegen und der Sieger war nicht abgeneigt. Er gieng wieder nach Passau und unterschrieb am zweyten August den Friedenstraktat, weil

er lieber das Wenige mit Gewißheit nehmen, als alles aufs Ungewisse im Krieg wollte ankommen lassen.

Dies, meine Kinder! ist der merkwürdige **Passauer Vertrag**, der dem Kaiser all seine Entwürfe vernichtete, an deren Ausfürung er so lange Jahre vergebens gearbeitet hatte.

Moriz hatte sich verbindlich gemacht, dem Kaiser gegen die Türken zu dienen, und jezt that ers auch. In der Folge zog er auch noch gegen **Albrecht von Brandenburg**, dem regierenden Herrn des Brandenburg-Bayreuthischen Antheils in Franken, schlug seine Armee, wurde aber selber verwundet und starb zwey Tage nach der Schlacht 1553. im zwey und dreyßigsten Jahr seines Alters und im sechsten, nachdem er die Churwürde erhalten hatte. Er hat nur eine einzige Tochter hinterlassen, die nachher an **Wilhelm**, Prinzen **von Orange**, vermält wurde und einen Sohn gebar, der den Namen des Grosvaters trug und all die grossen Talente erbte, durch die er berühmt geworden war.

XVIII.

Kurze Geschichte der Wiedertäufer.

(Nach Robertson.)

Ich hab' euch, meine Lieben! schon verschiedes von den wohlthätigen Folgen und Würkungen der Reformation erzält; aber leyder ist nichts so gutes und fürtrefliches in der Welt, das die Menschen nicht einmal auf ein oder die andere Art sollten gemißbraucht haben. Kurz nachher, als Luther aufgetreten war, kamen einige seiner Schüler, die sich durch Unbesonnenheit und Unwissenheit verleiten liessen, thörichte und schädliche Lehren zu predigen. So stunden im Jahr 1525. Thomas Münzer und Pfeiffer, ein entlaufener Prämonstratenser Mönch in Thüringen auf, breiteten die ausschweifendsten Lehren unter das Volk aus und bewegten sie zum Aufruhr. Münzer machte seine Sache zur Sache Gottes, gab vor, sein Entwurf sey vom Himmel gebilligt, und der Allmächtige habe ihm im

Trau-

Traume glücklichen Erfolg versprochen. Die Bauern rotteten sich zusammen und rückten unter Anfürung dieses fanatischen Schwärmers ins Feld. Sie wurden aber geschlagen, Münzern bekam man gefangen, und er ward als ein Aufrührer hingerichtet. Ob nun aber gleich dieser Aufstand bald unterdrückt war, so blieben doch hie und da seine Anhänger versteckt, die sich eifrig bemühten, seine Lehren und Meynungen wenigstens insgeheim fortzupflanzen. Besonders breiteten sich in Westphalen und den Niederlanden ungemein fort. Ihr merkwürdigster Glaubensartikel war dieser, daß man nur erwachsenen Personen, die zu völligem Gebrauch ihres Verstandes gekommen wären, das Sacrament der Taufe ertheilen und zwar nicht nur mit Wasser besprengen, sondern vollkommen untertauchen sollte. Wer nun zu ihrer Sekte übertrat, mußte von neuem getauft werden, und darum bekamen sie den Namen Wiedertäufer. Nächstdem wollten sie keine Obrigkeit dulden, keinen Rang, der aus dem Unterschied der Geburt oder Güter entstünde; kurz sie behaupteten eine völlige

Gleich-

Gleichheit der Menschen und Gemeinschaft aller Güter.

Zwey Männer, Johann Matthias, ein Becker von Harlem und Johann Bockold, oder Beukels, ein Schneider von Leyden, die sich für Propheten ausgaben, sezten sich in Münster und erhielten viel Anhänger. Sie wurden endlich im Jahr 1534. von der ganzen Stadt Meister, liefen mit blossen Schwerdern und schröcklichem Geheul durch die Stadt, wobey sie immer schrien: „Thut Busse und laßt euch taufen!“ Deßgleichen: „Ziehet aus, ihr Gottlo„sen!“ Der Magistrat, die Domherren, der Adel, und die vernünftigen Bürger, Protestanten sowohl als Katholicken, erschracken über die Drohung und verliessen die Stadt, von der die Wiedertäufer sich zu Meistern machten. Sie erwälten einen neuen Rath, machten Knipperdolling und noch einen andern von ihrer Sekte zu Bürgermeistern. Matthias war ihr vornehmster Regent und wer seine Befele übertrat, mußte den Tod lei-

leiden und machte das tollste Zeug, das sich denken läßt.

Indessen dies vorgieng, hatte der Bischof von Münster eine Armee zusammen gebracht und rückte vor die Stadt, um sie zu belagern. Die Wiedertäufer waren anfangs glücklich und dies belebte ihren Mut neuerdings. Bey dem zweyten Angrif fiel ihr Prophet und Regent Matthias, aber Bokold trat an seine Stelle und feurte sie zu neuem Eifer an. Dieser wurde am 24. Junii des Jahrs 1534. von seiner Sekte zum König ausgerufen, und der Bürgermeister Knipperdolling mußte sich gefallen lassen, den Dienst eines gemeinen Büttels zu übernehmen. Bokold, der jezt erreicht hatte, was er wollte, lies nunmehr seinen Leidenschaften und Ausschweifungen freyen Lauf. Unter dem Vorwand einer christlichen Freyheit nahm er auf einmal drey Weiber, und vermehrte endlich die Anzal derselben bis auf vierzehn. So wie er, handelten nun auch andere und man begieng alle mögliche Arten von Ausschweifungen.

Die deutschen Fürsten waren über die Beschimpfung, die Bokold ihrer Würde zufügte, gewaltig entrüstet und die Sitten seiner Anhänger erfüllten jedermann mit gerechtem Abscheu. Luther sah den Fortgang dieser Schwärmerey mit innigster Betrübniß, und rief alle Stände Deutschlands auf, diesem Unsinn Einhalt zu thun. Man rückte also aufs neue gegen die Stadt, um sie zu belagern und da ein Offizier, welcher kommandirte, sie enger als zuvor einschlos; so fiengen die Wiedertäufer bald an, Hunger zu fühlen. Verschiedene kleine Haufen ihrer Brüder, die zu ihrem Beystand aus den Niederlanden heranrückten, wurden aufgefangen und in Stücken zerhauen. Obgleich die Belagerten durchaus auf keine Hülfe hoffen konnten, so wußte doch Bokold ihre Hoffnung sehr zuversichtlich zu machen. Diejenigen aber, welche wankten, oder Zaghaftigkeit blicken liessen, wurden umgebracht. Selbst der König hieb einer von seinen Weibern mit eigener Hand den Kopf ab, weil ihr nur ein Wort entfallen war, als ob sie an seiner göttlichen Sendung zweifelte.

Endlich am vier und zwanzigsten Junii wurden die Wiedertäufer überrumpelt, die meisten erschlagen, alle übrige gefangen genommen, und ihre Feinde waren vollkommen Meister von der Stadt. Der König Matthias und der ehmalige Bürgermeister Knipperdolling waren auch unter den Gefangenen. Jener wurde in Ketten gelegt, von einer Stadt zur andern herumgefürt und der Beschimpfung des Volks Preis gegeben. Nichts aber konnte seinen schwärmerischen Geist demütigen, oder niederdrücken. Er wurde zulezt wieder nach Münster gefürt und mit den ausgesuchtesten und langsamsten Martern zu Tode gequält. Er ertrug sie aber mit der äussersten Standhaftigkeit, und ist nicht älter als sechs und zwanzig Jahre geworden.

Mit dem Tode ihres Königes endigte sich auch das Königreich der Wiedertäufer. Die Sekte hat sich, besonders in den Niederlanden, erhalten, ist aber sehr ruhig und friedfertig geworden. Sie halten es für unerlaubt, Krieg zu führen und wiedmen sich ganz den

Pflich-

Pflichten eines stillen Privatlebens. Sie suchen jezt durch Sanftmut und Mildthätigkeit dasjenige bey der menschlichen Gesellschaft wieder gut zu machen, was die Gewaltthätigkeit ihrer ersten Stifter verdorben hatte.

XIX.

Thomas Morus. *)

Thomas Morus war von redlichen, aber armen Eltern geboren. Schon als Kind machte er sich durch seine Folgsamkeit und freundliche Gemütsart bey Allen sehr beliebt, und als Knabe übertraf er all seine Mitschüler an Fleis, an Artigkeit, an Liebe zur Ordnung in all seinen Sachen, an Dienstfertigkeit, an Bescheidenheit, und vornehmlich an einer reinen und ungeheuchelten Gottesfurcht. Dadurch macht' er sich dann, wie natürlich, alle Menschen zu Freunden und jedermann suchte ihm fortzuhelfen. Da er sich frühzeitig außerordentliche Geschicklichkeiten erworben hatte, so wurde er auch frühzeitig zu Aemtern befördert, denen er mit der grösten Treue und Rechtschaffenheit vorstand. Er erstieg, ohne daß er es ängstlich suchte, eine Ehrenstuffe nach der andern, und erhielt endlich gar die Stelle

*) Aus Campes Kinderbibliothek 4. Th. S. 104. ff.

Stelle eines Kanzlers von England, welches in diesem Land eine der vornehmsten Würden ist.

Ein anderer hätte dadurch eitel werden können: aber Morus blieb nach wie vor der bescheidene Mann, der er gewesen war, und verwaltete diese höchste Würde mit eben der uneigennüzigen Rechtschaffenheit, die er bis dahin immer bewiesen hatte. Er hätte sich bereichern können, aber seine Uneigennüzigkeit gieng so weit, daß er als Kanzler nur ein kleines Landgut von sehr geringen Einkünften besas. Da seine Söhne sich einmal darüber beklagten, daß er so wenig für sich und seine Familie zu erwerben suche, antwortete: das thu ich um euretwillen, damit ihr einst den Segen des Himmels von mir erben möget.

Leuten, die viel Gewalt in Händen haben, werden öfters Ungerechtigkeiten zugemuthet, zu denen man sie durch Geschenke zu bewegen sucht. Auch Morus war dieser Versuchung mehr als einmal ausgesezt, aber er

widerstand ihr jedesmal mit seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit und Gottesfurcht. Selbst sein König konnte ihn nicht bewegen, etwas zu reden oder zu thun, was ihm seiner Pflicht zuwider zu seyn schien. Ein sehr angesehener und reicher Mann, der mit einem Armen einen Proceß führte, wollte ihn einst mit einer grossen Summe Geldes bestechen, daß er das Urtheil zu seinem Vortheil einrichten möchte, aber Morus antwortete ihm mit edelm Unwillen: „Wozu dieses Geschenk? „Wenn Sie recht haben, so brauchen Sie mir „ein gutes Urtheil nicht erst abzukaufen; ha„ben Sie aber unrecht, so können alle Ihre „Reichthümer, so können alle Schäze der „Welt mich nicht bewegen, zu Ihrem Vor„theil zu entscheiden.“ — Bey einer so strengen Gerechtigkeit, die er in allen seinen Handlungen bewies, konnte es nicht fehlen, daß er sich nicht manchen schlechten Menschen zum Feinde machte, den es verdroß, daß er zu seinem Vortheil keine Ungerechtigkeit begehen wollte. Darunter waren nun auch einige angesehene und mächtige Männer, die sich wider

ihn verbanden, und nicht eher ruhten, bis sie ihn zu Falle brachten. Sie stellten allerley falsche Klagen gegen ihn an, und wußten die Sache so weit zu treiben, daß der unschuldige, der rechtschaffene, der edle Morus zum Tod verurtheilt wurde.

Er hörte sein Todesurtheil mit gröster Gelassenheit an, nahm von seinen ungerechten Richtern auf die edelste Weise Abschied, bat Gott, daß er den König künftig vor ähnlichen Ungerechtigkeiten bewahren möchte, und kehrte wieder in sein Gefängnis zurück.

Hier wartete seiner ein Auftritt, der einem Mann von weniger Standhaftigkeit das Herz hätte brechen müssen. Er fand seine geliebteste Tochter, die Frau von Roper, die nach dem Gefängnis gekommen war, um ihren unglücklichen Vater noch einmal zu sehen. Sie vermocht' es nicht, zu reden, stürzte ihm in die Arme und blieb wie leblos an ihm hangen. — „Mein Vater! o mein Vater!" — Dies war alles, was sie mit schwacher sterbender

hender Stimme von Zeit zu Zeit hervorbringen konnte. Morus umarmte sie aufs zärtlichste und suchte sie zu trösten. „Mein Leiden, „sprach er, kömmt von Gott, denn ich hab' „es mir nicht selbst zugezogen. Gottes Schick„ungen aber sind immer weise und gut, „ohngeachtet wir das nicht immer begreifen „können. Also wollen wir uns seinem hei„ligen Willen unterwerfen, und mit Geduld „ertragen, was sein unerforschlicher Rath „über uns verhängt hat."

So fuhr er eine ganze Stunde fort, seine Tochter zu trösten, und er that das mit so unverstellter Gelassenheit, als wenn die Sache ihn selbst nicht angienge. Den Abend brachte er mit Gebet und frommen Betrachtungen hin, und schlief hierauf die ganze Nacht so ruhig, als wenn ihm nichts begegnet wäre. Am folgenden Morgen trat einer seiner besten Freunde, Jakob Pope ins Gefängnis, um ihm anzukünden, daß das Todesurtheil in einigen Stunden an ihm vollzogen werden sollte. Aber er zerflos dabey in Thränen und konnte

 die

die schrecklichen Worte nicht über die Zunge bringen. Morus hingegen blieb unerschüttert; er tröstete seinen Freund mit der Hofnung eines bessern Lebens, in welchem sie sich wieder finden würden, und trug ihm auf, seine Feinde von ihm zu grüssen, und ihnen zu sagen, daß er ohne allen Haß gegen sie die Welt verlasse. — Als die angesezte Stunde gekommen war, gieng er mit gesezter Stille nach dem Blutgerüste und lies bis auf den lezten Augenblick keine Spur von Furcht oder Kleinmütigkeit blicken.

Nach der Gewonheit des Landes hielt er von dem Gerüst herab noch eine Rede an das versammelte Volk, worinn er alle zur Frömmigkeit, und zur Zufriedenheit mit den Wegen der Vorsehung auf eine so rührende Weise ermahnte, daß alle, die ihn hörten, in Thränen zerflossen.

Selbst dem Scharfrichter, welcher zitterte, indem er sein Amt verrichten wollte, sprach er Muth ein, er erlaubte sich so gar, um den

Mann noch beherzter zu machen, einen Spaß, den man getadelt hat, weil man seine Absicht dabey verkannte: „Guter Freund, sagte er, „nehmt euch in Acht, daß ihr meinen Bart „nicht mit verlezt: denn dieser wenigstens „hat kein Verbrechen begangen." — Hierauf kniete er nieder, legte den Kopf auf den Block und bot seinen Hals dem Streich dar, der seinem schuldlosen Leben ein Ende machte.

Die Tugend findet zwar oft schon hier in der Welt Belonung, zuweilen aber findet die göttliche Vorsehung für nöthig, auch guten und frommen Menschen eine kurze Zeit Leiden aufzulegen, die sie zu einer grössern Glückseligkeit nach diesem Leben vorbereiten müssen.

XX.

Johann Calas.

Ich nehme keinen Anstand, euch, meine jungen Freunde und Freundinnen! hier eine schauderhafte Geschichte zu erzälen, weil ich überzeugt bin, daß sie von grossem Nutzen für euch auf eure ganze Lebenszeit seyn kann. Das Gefül, wie ungerecht es sey, seine Mitmenschen ihrer Religion wegen zu hassen und zu verfolgen, wird aufs neue lebhaft in euch werden und das ist schon Gewinn. Ihr werdet mit Abscheu auf die Unduldsamen blicken, die sich Christen nennen, aber durch ihr Thun den sanftmütigen Christum verläugnen, und dieser Abscheu wird solche Wurzel fassen, daß ihr nur mit Liebe und Nachsicht andere beurtheilt, die euch zu irren scheinen, aber nie Haß gegen sie in euren Herzen Plaz finden lassen werdet. *)

Johann

*) Kan der Lehrer hier Chodowiecki's herrlichen Kupferstich vorzeigen, so wird die Geschichte von doppelter Würkung seyn. — Aus der bekannten Erzälung meines vortreflichen Freundes Weiße zusammen gezogen, brauch' ich wohl kaum zu erinnern.

Johann Calas war acht und sechzig Jahr' alt, trieb seit vierzig Jahren die Handlung in der Stadt Toulouse in Frankreich, und wurde von allen denen, die mit ihm gelebt haben, für einen guten Vater und rechtschaffenen Bürger gehalten. Er war ein Protestant, so wie seine Frau und Kinder, ausser einem Sohn, der seine Religion abgeschworen hatte und dem der Vater einen kleinen Gehalt gab; ja er duldete auch seit dreyßig Jahren eine eifrig katolische Magd, die alle seine Kinder erzogen hatte. Einer der Söhne des Johann Calas, Marc Antoine, hatte studirt. Er wurde für einen unruhigen, finstern und heftigen Menschen gehalten. Da er aber, weil er nicht katolisch war, nicht advociren durfte, so beschlos er sein Leben zu endigen und eröfnete selbst einem seiner Freunde diesen Entschluß. Einst, an einem Abend, da er all sein Geld im Spiel verloren hatte, fürte er sein Vorhaben aus. Ein Freund von seiner Familie und ihm selbst, Namens Lavaisse, ein edler junger Mensch von neunzehn Jahren, kam den 12. Oktober 1761. von Bourdeaux

nach Toulouse und speißte von ohngefähr bey Calas. Der Vater, die Mutter, Marc Antoine, ihr ältester, und Pierre, ihr zweyter Sohn, speißten zusammen. Nach dem Essen gieng man in einen kleinen Saal; Marc Antoine verschwand, endlich gieng der jung Lavaisse fort. Als er und Pierre Calas, der ihn begleitete, hinunter kamen, fanden sie unten, bey einer Niederlage, den Marc Antoine an einer Thüre hängen und sein Kleid auf dem Tische liegen. Sein Hemde war nicht einmal in Unordnung, seine Haare sehr ordentlich, und an seinem Leibe fand man nicht die geringste Spur einer Wunde oder eines Schlags. Vater und Mutter ergrief der wütendste Schmerz, so daß die Nachbarschaft ihr verzweiflungsvolles Geschrey hörte. Lavaisse und Pierre Calas liefen nach den Wundärzten und Gerichtspersonen; indeß versammelte sich das Volk von Toulouse um das Haus. Ein schwärmerischer Kopf darunter schrie, daß der alte Calas seinen eigenen Sohn Marc Antoine gehangen habe. Dies wiederholte Geschrey wurde im Augenblick allgemein. Einige

nige sezten hinzu, daß der Verstorbene den nächsten Morgen habe katolisch werden wollen und daß ihn seine Familie und der junge Lavaisse aus Haß ermordet habe. Der Capitoul von Toulouse, Herr David, verfur wider alles Recht und Billigkeit, denn die Familie des Calas, die katolische Magd und Lavaisse wurden sogleich in Ketten und Bande gelegt. Den Selbstmörder begrub man mit aller Pracht in der Stephanskirche, so sehr auch der Pfarrer sich entgegen sezte. Man hatte ein prächtiges Trauergerüst errichtet, ein Skelet beweglich gemacht, das den Marc Antoine Calas vorstellte, der in der einen Hand einen Palmenzweig hielt und in der andern die Feder, mit der er die Abschwörung seiner Religion unterschreiben sollte, und die wirklich das Todesurtheil seines Vaters unterschrieb.

Was hauptsächlich das Todesurtheil beförderte, war die Annäherung des besondern Festes, welches von den Toulousern jährlich zum Andenken einer Niedermezlung von viertausend Hugenotten gefeyrt wird. Das Jahr

1762.

1762. war die hundertjährige Jubelfeyer. Man puzte die Stadt und der erhizte Pöbel sagte öffentlich, daß das Schaffot, auf dem die Calas sollten gerädert werden, die gröste Zierde des Festes seyn würde. Man sezte hinzu, die Vorsehung führe selbst die Opfer herzu, die ihrer heiligen Religion gebracht werden sollten.

Dreyzehn Richter versammelten sich täglich, um den Proceß zu endigen. Man hatte und konnte keinen Beweis gegen die unglückliche Familie aufbringen; aber darnach fragte man nicht, genug sie waren nicht katolisch, und das war statt alles Beweises. Endlich gaben acht Richter gegen fünfe ihre Stimmen zur Verdammung zum Rade, aber sie waren beschämt, als der Greis auf dem Rade sterbend Gott zum Zeugen seiner Unschuld anrief, und ihn anflehte, seinen Richtern zu vergeben. Man versuchte, ihm durch Martern die Namen seiner Mitschuldigen herauszupressen, aber er sagte: „Wo kein Verbrechen ist, können „keine Mitschuldigen seyn. Ich habe weder „meinen Sohn ermordet, noch ihn ermorden

lassen:

„ lassen: Ich bin eines so abscheulichen uner„ hörten Verbrechens eben so wenig schuldig, „ als die übrigen Beklagten.“ — Bey der öffentlichen Kirchenbusse und Abbitte erklärte er, daß er, zur Büssung seiner Fehler, Gott von ganzem Herzen das Opfer seiner Ehre und seines Lebens brächte; betheurte aber, daß er in Ansehung des Verbrechens, das sie ihm kostete, ganz unschuldig sey.

Die majestätische Standhaftigkeit, mit welcher der Greis zum Tode gieng, und die unüberwindliche Gewalt der Tugend fieng an in den Herzen verwirrte Gefüle des Mitleids und der Reue hervorzubringen. Als er den unglücklichen Wagen bestieg, sagte er zum Volk: „Ich bin unschuldig!“ Indem er vor seiner Wohnung vorbeygebracht wurde, grüßte er jedermann, den er kannte. Eh der Henker sein Amt verrichtete, nahte sich der Pater Bourges, umarmte, drückte ihn an seine Brust und sagte: „Mein lieber Bruder, „ Ihr habt noch einen Augenblick zu leben. „ Bey dem Gott, den Ihr anbetet, auf den

Ihr

„ Ihr hoft, und der für Euch gestorben ist, „ beschwör' ich Euch, der Warheit die Ehre „ zu geben." — „Ich habe sie gesagt," versezte Calas, und hob seine Augen gen Himmel. Hierauf warf er auf diesen Geistlichen einen Blick des Erstaunens und der Zärtlichkeit. — „ Wie, sagte er, auch Sie können „ glauben, daß ein Vater seinen Sohn habe „ umbringen können?" — Hierauf erhob der Henker auf den ehrwürdigen Alten sein schreckliches Eisen. Bey diesem Anblick schauderte das ganze Volk; jeder Schlag, der den Calas traf, tönte im Grunde der Seelen wieder, und Thränenströme stürzten, wiewohl zu spät, aus Aller Augen. — Der erste Schlag entrieß dem Leidenden einen sehr mäßigen Schrey, die andern erhielt er ohne die geringste Klage. Als man ihn hierauf aufs Rad gelegt hatte, betete er aufs neue zu Gott, und flehte ihn an, seinen Richtern seinen Tod nicht zuzurechnen, erhob sich durch seine eigene Leiden zu den erhabensten Betrachtungen und rief dem Pater Bourges die rührenden Worte zu: „Ich sterbe unschuldig; Jesus Christus, die

Unschuld

„ Unschuld selbst, starb noch einer grausamern
„ Todesstrafe. Gott straft an mir die Sünde
„ des Unglücklichen, der sich selbst hingerich-
„ tet; er straft ihn an seinem Bruder und an
„ meiner Frau; er ist gerecht und ich bete ihn
„ in seinen Züchtigungen an. — — Aber
„ der junge Fremdling, dem ich eine Ehre zu
„ erzeigen glaubte, indem ich ihn Abends zu
„ Tisch bat, dieser gute Jüngling, der Sohn
„ des Herrn Lavaisse, wie hat ihn die Für-
„ sehung mit in mein Unglück verwickeln kön-
„ nen?" — Indem er noch redete, stürzte
sich der Capitoul David, um sein Werk zu
krönen, zu dem Schaffot hin und schrie: „Bö-
„ sewicht, siehst du den Scheiterhaufen, der
„ bald deinen Leib zu Asche verzehren soll?
„ Rede die Warheit!" Statt aller Antwort
kehrte Calas mit vieler Mühe seinen Kopf
weg, sah den Henker an; dieser schlug zu und
der Unschuldige gab seinen Geist auf.

So gelassen und standhaft, meine Kin-
der! stirbt nur der Christ, der sich eines schulds-
losen Herzens bewußt ist, aber nicht der Uebel-
thäter,

thäter, nicht ein Mann, der die Natur verläugnen und grausam an seinem Kinde hätte handeln können. Er starb, ein Opfer des falschen Religionseifers, ein wahrer Märtyrer seines Glaubens; aber Gott, der ihn eine Weile zu verlassen schien, wird ihn dafür desto herrlicher belohnen, jede Thräne wegwischen, jeden Seufzer mit unaussprechlicher Wonne vergelten und ihn mit all den Edlen, die treu bleiben bis ans Ende des heissen Kampfes, mit Himmelsfreuden erquicken.

Pierre Calas wurde nun in seinem Gefängnisse bedroht, man wollte ihn so wie seinen Vater behandeln, wenn er die Religion nicht abschwören würde. Man sperrte ihn in ein Dominikanerkloster und zwang ihn, alle Gebräuche des katolischen Glaubens zu vollstrecken. Der Mutter nahm man ihre Töchtern und steckte sie gleichfalls in Klöster. Diese alte Frau, der man ihren Gatten auf eine so schreckliche Art entrissen hatte, deren einer Sohn todt, der zweyte verbannt war, ohne Töchter, die ihr mit Trost und Hülfe im

kum=

kummervollen Alter hätten beyspringen können, ihres ganzen Vermögens beraubt, war nun allein in der Welt, ohne Brod, ohne Hofnung, und durch das vielfältige Unglück, das sie betroffen hatte, fast selber dem Tod nahe. Sie war in die Einsamkeit geflüchtet, allein einige Personen riethen ihr, das Unrecht, welches sie erlitten hatte, vor den Thron zu bringen. Die Pflicht, das Andenken ihres Mannes zu retten, überwand ihre Schwachheit. Sie kam nach Paris, fand Zutritt, Hülfe und Thränen.

Am 7. März des Jahres 1763. geschah der Ausspruch, daß das Parlement von Toulouse dem Staatsrath die Akten des Processes und die Ursachen ihres Urtheils, das den Calas zum Rade verdammt hatte, einschicken sollte, und der König genehmigte es. Allein bis zum Endurtheil vergiengen noch zwey ganze Jahre. — So leicht wird es dem Fanatismus, der Unschuld das Leben zu entreissen, und so schwer der Vernunft, ihr Gerechtigkeit zu schaffen. Endlich erschien der Tag, an dem

die Unschuld einen vollkommenen Sieg erhielt. Alle Richter erklärten die Familie Calas für unschuldig und von dem Parlament zu Toulouse ungerecht und gewaltsam gerichtet.

In Paris herrschte eine allgemeine Freude. Man versammelte sich auf öffentlichen Pläzen und Spaziergängen, man drängte sich, die unglückliche und nun gerechtfertigte Familie zu sehen; man klatschte den Richtern, als sie vorüber giengen, Beyfall zu, und überhäufte sie mit Segnungen. Was aber dies Schauspiel noch rührender machte, war, daß dieses den neunten März, an eben dem Tag geschah, an welchem Calas so grausam war hingerichtet worden.

Als die obrigkeitlichen Personen ihre Pflicht erfüllt, und der Familie Calas volle Gerechtigkeit hatten widerfaren lassen, so trugen sie dem Könige die Bitte vor, die Familie, die all das Ihrige verloren, durch seine Freygebigkeit zu unterstüzen. Der König lies hierauf der Mutter, die indeß auch ihre Töchtern wie-

wieder erhalten hatte, und den Kindern sechs und dreyßig tausend Livres auszahlen, wovon die tugendhafte alte katolische Magd, die in Vertheidigung ihrer Herrschaft die Warheit standhaft bekannt hatte, dreytausend Livres erhielt.

Ohne noch mehrere Anmerkungen beyzufügen, beruf ich mich blos auf das, was ich meinen lieben Lesern und Leserinnen bey einer andern Gelegenheit, im dritten Bändchen dieser Historischen Unterhaltungen, Seite 21. f. schon gesagt habe, und bitte sie, es hier, am Schlusse der Geschichte des unglücklichen Johann Calas zu wiederholen.

1793 beschloß die National Convention in Frankreich, daß das Vermögen des unglückl. Calas herausgegeben und an den Platz, wo er hingerichtet worden, eine Säule errichtet werden solle, mit der Aufschrift: „Der Natur und Vaterliebe."

XXI.

Christian Fürchtegott Gellert.

Wir wollen uns nun von den Scenen der Ungerechtigkeit und der leidenden Unschuld weg, zur Betrachtung des Lebens eines Mannes wenden, den ihr ohne Zweifel seinem Namen nach schon kennen werdet, der aber noch näher gekannt zu werden verdient. Er gehört — wie sein würdiger Biograph, Herr Cramer sagt — zu denen Männern, die durch schöne und gemeinnüzige Werke des Geistes, noch mehr aber durch die Schönheit ihres Herzens und die Würde ihres Beyspiels den Geschmack ihrer Zeiten und ihrer Sitten verbessert haben, und für die Jugend, besonders aus den höhern Ständen der menschlichen Gesellschaft, Führer zur Religion und Tugend geworden sind.

Christian Fürchtegott Gellert wurde im Jahr 1715. zu Haynichen in Sachsen gebohren, wo sein frommer Vater der zweyte Prediger war, und in seinem fünf und siebenzig-

zigsten Jahr als Oberprediger starb. In der öffentlichen Schule daselbst lernte Gellert die ersten und unentbehrlichsten Grundsäze der Religion und die Anfangsgründe der gelerten Sprachen, und zugleich, da dieser Unterricht mit einiger Härte verknüpft war, Geduld, Unterwerfung, und die im menschlichen Leben so nötige Geschicklichkeit, vielerley Beschwerden mit Gelassenheit zu ertragen. Er erinnerte sich allzeit des ersten Unterrichts seiner Lehrer mit Dankbarkeit. In der Folge kam er in die Fürstenschule nach Meissen. Auch hier war der Unterricht pedantisch und unvollkommen; dennoch sprach er jederzeit mit Achtung von seinen meißnischen Lehrern und rühmte besonders ihre Sorge für die Bildung seines Herzens und seiner Sitten.

In Meissen hatte Gellert fünf Jahre studirt, dann kehrte er zurück in das Haus seines Vaters, um sich zum akademischen Leben vorzubereiten. Im Jahr 1734. gieng er nach Leipzig, wo er sich auf Philosophie und Theologie legte. Nach vier Jahren lies ihn

sein Vater zurückkommen, weil es seine häuslichen Umstände nicht erlaubten, ihn länger auf der Akademie zu erhalten. Ob er gleich gerne noch länger geblieben, und seinen Geist weiter ausgebildet hätte, so unterwarf er sich doch der Notwendigkeit mit kindlichem Gehorsam.

Im Jahr 1741. begleitete er seiner Schwester Sohn nach Leipzig, nachdem er ihn zum akademischen Unterricht genugsam vorbereitet zu haben glaubte, und wollte nun ganz die Aufsicht über denselben fortfüren, wobey er zugleich einigen jungen Edelleuten Privatunterricht gab, seinen eigenen Geist immer mehr ausbildete, und sich seiner natürlichen Neigung zur Dichtkunst überlies. Endlich wurde ihm sein lang genährter Wunsch erfüllt, er ward als öffentlicher Lehrer der Philosophie zu Leipzig aufgestellt. Neben den Pflichten des Lehramts, die er getreulich ausübte, unterrichtete und vergnügte er die Welt durch seine Schriften, die ihr, meine Lieben! nicht ungelesen lassen dürft. Seine Fabeln und geistliche Lieder

der nehmen darunter den vornehmsten Plaz ein. — Ich kan nicht umhin, es hier dem seligen Mann öffentlich zu danken, daß seine und Cronegks Schriften die ersten waren, die mir Geschmack am Lesen überhaupt beybrachten, und den Funken von Geist, den die Vorsicht mir mitzutheilen für gut fand, zuerst erweckten. Zeitlebens werd' ich Hochachtung und Liebe für diese zwey würdige Männer empfinden.

Unter seinen edeln und gemeinnüzigen Bemühungen war Gellerts Leben schon lange durch das schreckliche Uebel der Hypochondrie ein beständiges Leiden. Aber desto eifriger war er, zu wachen, daß alle nachtheilige Folgen auf seine Rechtschaffenheit und Frömmigkeit verhütet werden möchten. Er prüfte sorgfältig seine Gedanken und jede Bewegung seines Herzens, war aufmerksam, auf alles, was er sprach und that, um sich keinen Fehler zu übersehen. Seine Freunde suchten ihn von Zeit zu Zeit aufzurichten und dafür war er ungemein dankbar. — Viele Eltern empfalen

ihm ihre Söhne. Er erhielt aus verschiedenen Gegenden die stärksten Versicherungen von dem Segen seiner Schriften und Arbeiten, und das war ihm die süsseste Belonung und eine stärkende Aufmunterung in den Tagen der Leiden. Man bot ihm sogar Geschenke an Geld und Jahrgehalte an, aber er weigerte sich beständig, es anzunehmen; doch drang ihm ein Officier einmal zwanzig Louis'dor auf, der durch seine Schriften gebessert worden war. Nicht das Geld, aber der Gedanke ein Herz der Tugend und Religion näher gebracht zu haben riess ihn zur lebhaftesten Freude und zu brünstigem Dank gegen Gott hin.

Die Unruhen des Krieges, der sieben Jahre unser deutsches Vaterland ängstigte, und die Nothwendigkeit eines Versuchs, ob nicht der Aufenthalt auf dem Lande seine körperliche Leiden erleichtern könnte, bewogen ihn, Leipzig auf eine kurze Zeit zu verlassen und von Geschäften auszuruhen. Nach seiner Zurückkunft erwarb er sich ein neues Verdienst um die studierenden Jünglinge, durch seine mo-

rali-

ralische Vorlesungen, die auch gedruckt herausgekommen sind, und die oft von vierhundert Zuhörern besucht worden sind. Monarchen schäzten ihn, das that König Friedrich von Preussen, der sich mit ihm unterredete, auch die Prinzen des preußischen Hauses, Karl und Heinrich. Die Achtung für ihn bewog den General Hülsen seinem Geburtsort schonend zu begegnen, und die Einquartirung ungemein zu erleichtern.

Um diese Zeit drangen seine Freunde in ihn, das durch D. Müllers Absterben erledigte ordentliche philosophische Lehramt anzunehmen, aber Gellert war nicht zu bewegen. Er fürchtete seiner Kränklichkeit halber seine Pflichten nicht erfüllen zu können. Demohngeachtet lies er von seinem Fleis im Unterricht der Jugend nicht ab, sondern strengte sich oft über Vermögen an. Seine äusserlichen Umstände wurden durch mancherley erhaltene Geschenke und Jahrgehalte sehr verbessert und er hätte ganz glücklich leben können, wenn es der Vorsicht gefallen hätte, ihm seine körper-

lichen Leiden zu erleichtern. Er betrug sich aber dabey sehr geduldig und gelassen und wandte seine traurigen Tage aufs nüzlichste an.

Im Jahr 1769. rückte endlich das Ende der Leiden dieses verdienten Mannes heran und er gieng dem Tod mit grosser Freudigkeit entgegen. Die Aerzte versuchten alles, ihn zu retten, selbst der Churfürst schickte ihm bis von Dresden seinen Leibarzt; aber nichts konnte ein Leben verlängern, dessen Erhaltung jedermann so sehnlich wünschte. Er fragte einst seine Freunde, wie lang er wohl noch leben könne? — Eine Stunde vielleicht, antworteten sie. — Gottlob, sagte er, mit grosser Heiterkeit, nur noch eine Stunde. — Er betete dann im Stillen und entschlummerte unter dem Gebet seiner um das Bette stehenden Freunde, den 13. Dec. 1769.

Gellert hatte ein sanftes, zärtliches Herz, war aufrichtig, offen ohne alle Verstellung und Zurückhaltung. Zu einer wahren und ernstlichen Hochachtung der Religion war er von

Jugend auf angefürt, und hat zu allen Zeiten seines Lebens ihre wohlthätige Kraft an sich erfaren. Sein Eifer in Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes war ausserordentlich, und er blieb sich darinn bis an sein Ende gleich. Eben so eifrig war er auch in seinem geheimen oder häußlichen Gottesdienst. Er war liebreich und dienstfertig gegen alle Menschen und half mit Freuden, wenn er auch zuweilen das Notwendige mit den Armen theilen mußte. Kein Elender gieng ohne Trost und Hülfe von ihm weg. Die gröste irrdische Glückseligkeit seines Lebens war die Freundschaft. Er suchte keine Wohlthaten, lehnte sie vielmehr ab, und empfieng deren doch in Menge. — Bescheidenheit und Demut waren Grundzüge seines Karakters, und in seinem Umgang herrschte edle Unschuld und Einfalt der Sitten.

So dachte, so lebte Gellert bis an sein Ende. Welch ein Mann, meine Kinder! der ein so schönes Gemälde von sich der Nachwelt, dieser unbestochenen und freyen Richterin der Menschen, hinterlassen kan, und ein Gemälde,

wobey

wobey der Maler nie den Vorwurf der Schmeicheley zu befürchten hat. Wer wird nicht bey dessen Betrachtung sehnlich wünschen: „Mein „Leben sey wie sein Leben, und mein „Ende wie sein Ende."

XXII.

Johann Hartwig Ernst von Bernstorf.

Die Warheit, daß man sich nicht auf Fürsten verlassen dürfe, hat die Geschichte vieler grossen Männer, und unter andern auch des Grafen von Bernstorfs, den ich euch jezt will kennen lehren, bestättigt.

Der Graf von Bernstorf stammte aus uraltem mecklenburgischen Adel und war zu Hanover im Jahr 1712. den 13. May geboren. Die Natur hatte ihn mit den edelsten Fähigkeiten ausgerüstet, und diese wurden durch eine sorgfältige Erziehung noch mehr ausgebildet, besonders machte sich sein Grosvater um die Bildung seines Geistes verdient. In seinem fünfzehnten Jahr gieng er nach Tübingen auf die Akademie und blieb daselbst anderthalb Jahre, worauf er in Gesellschaft seines ältern Bruders, und seines Hofmeisters Reyßler durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich, England und die Niederlande eine Reise machte.

König

König Christian VI. von Dännemark ernannte im April des Jahres 1732. den Grafen von Bernstorf zum Kammerjunker und in eben diesem Jahr wurde er als Gesandter an den Sächsischen Hof geschickt, welche Stelle er bis 1737. versah. Die nämliche Würde bekleidete er nachher auf dem Reichstag zu Regensburg, bey Kaiser Karl VII. und am französischen Hofe. Viele und wichtige Geschäfte giengen als Gesandter durch seine Hände, sein König belohnte ihn, er wurde geheimer Rath und kam 1750. aus Frankreich zurück.

Er trat seine Staatsverwaltung in der besten Kraft seiner Jahre an, als Friedrich V., dieser gütige und geliebte Fürst, noch nicht lange zu herrschen angefangen hatte. Diesem König diente Bernstorf mit dem zärtlichsten Herzen. Bernstorf war es, welcher zur Stiftung des Friedrichshospitals in Copenhagen kräftig rieth, das 1757. eingeweiht ward, und worinn gleich im ersten Jahr zwölfhundert Kranke geheilt worden sind. Das Erzie-

ziehungshaus, welches der König eben daselbst 1753. für arme Knaben stiftete, und worinn sich jezt über 200. befinden, ist gleichfalls nach Bernstorfs Plan.

Seine Staatsverwaltung war immer von Rechtschaffenheit und Klugheit begleitet. Er sorgte für das Emporkommen der Fabriken und machte sich um das Leben seiner Mitbürger verdient, daß er die Einpropfung der Blattern empfal. Er war bemüht die Erziehung der Jugend auf einen bessern Fuß zu sezen, weil er wohl wußte, daß ohne diese der Staat keine rechtschaffene und geschickte Bürger bekommen kan. Damit aber die Lehrer nicht mit Unlust arbeiten möchten, wenn sie in Mangel und Dürftigkeit schmachteten, so verschafte er ihnen bessere Einkünfte, und arbeitete daran, ein Seminarium zu errichten, worinn besonders gute Landschulmeister sollten gebildet werden. Es ist zwar erst später zu Stande gekommen, aber Bernstorfen gebürt die Ehre, dazu den ersten Stein gelegt zu haben.

Friedrich V. kannte das menschenfreundliche Herz des Grafen und weil ein solches sich zum liebsten Geschäft macht, die Noth anderer zu erleichtern, so trug er ihm, zu seinen übrigen vielen Arbeiten, noch 1762. die Aufsicht über das ganze Armenwesen in Dännemark auf. Er hat die Einkünfte dieser Anstalten vermehrt, und die Verpflegung der Dürftigen besser eingerichtet. Mittelst Vergrösserung dieser Einkünfte entstund eine neue, sehr wichtige Anstalt, nämlich die Errichtung eines allgemeinen Armenhauses in Copenhagen. Er selbst legte den 21. Julii 1766. dazu den Grundstein, und den 9. April 1769 wurd' es eingeweihet. Zweyhundert alte oder gebrechliche Leute, die ihr Brod nicht mehr verdienen konnten, wurden sogleich mit freyer Wohnung in demselben versehen, gespeiset und gekleidet. Zweyhundert und fünfzig bekamen freye Wohnung, mußten sich aber selbst speisen und kleiden. Ueberdies gab das Hospital an fünfhundert Personen in der Stadt Almosen. Er selbst war gegen die Armen so freygebig, daß er ihnen mehr als seinen Ueberfluß austheilte.

Künste

Künste und Wissenschaften fanden in dem Grafen von Bernstorf einen Verehrer und Beschüzer. Die Akademie der Künste, eine neue Einrichtung zur Ausbreitung der vaterländischen Geschichte und die botanischen Anstalten wurden gestiftet. Er war der erste, welcher die Schönheiten der Meßiade empfand und empfal unsern Klopstock seinem König, der ihn unterstüzte, damit er sein Gedicht vollenden konnte, das uns Deutsche in diesem Fach über alle Nationen empor hebt. In Deutschland war kein Fürst, der der heiligen Muse unter die Arme gegriffen hätte, ein ausländischer König, dessen Vorfaren auch Luthers Wittwe und seinen Kindern, da sie im Elend seufzten, beystund, mußt' es thun. — Klopstock lebte lange in Bernstorfs Haus, und begleitete ihn auch, als er Dännemark verlies, in die Einsamkeit. — Cramer kam auf Bernstorfs Empfelung als Hofprediger nach Copenhagen. Schlegel, Basedow und andere wurden gleichfalls durch ihn gerufen und belohnt, auch hat er die Gesellschaft der dänischen Sprache und schönen

Wissenschaften im Jahr 1760. gegründet; auch im Jahr 1769. die königliche Landhaushaltungsgesellschaft. Bernstorf hat man Niebuhrs Reise nach Arabien und den Nuzen, den sie für die Wissenschaften hatte, zu danken.

So dacht' und handelte Bernstorf und darum machte ihn keine Gefar unruhig, weder Kaltsinn noch Undank konnten ihn ermüden in seinem rühmlichen Laufe, darum konnte er Beleidigungen vergessen und zufrieden seyn, wenn nur etwas Gutes geschah, auch wenn andere dafür Ruhm und Belonung einerndteten.

Aber diese wohlthätigen Gesinnungen, diese menschenfreundlichen Handlungen schüzten ihn nicht vor Widerwärtigkeiten. Friedrich V. starb und Bernstorf empfand die Gewalt der Hofcabale. Er vertheidigte sich gründlich gegen alle ihm unbilliger Weise gemachte Vorwürfe, aber demohngeachtet wurd' ihm die Staatsverwaltung abgenommen. Eben hatte er sich zur Arbeit niedergesezt, als er das königliche Entlassungsschreiben empfieng. Er

las

las es mit ernstlicher Stille, stund mit einem Blick des Schmerzens auf, und sagte: „Ich „ bin meines Amts entsezt.“ Diesen Worten fügte er mit gen Himmel gehobenen Augen bey: „Allmächtiger, segne dies Land und den König!“

Dies ist wahre, erhabene Grösse, meine Kinder! so gelassen an den Ruinen seines Ruhms zu stehen, Hofnungen, Entwürfe und Aussichten wie Träume einer Sommernacht dahinschwinden sehen und getrost von dem glänzenden Posten in die Einsamkeit eilen. Gros ist der Mann, der in einer solchen Lage sagen kan: er nähme jeden Tag seines verflossenen Lebens wieder aus den Händen der Allmacht zurück, wenn er nicht einer herrlichern Zukunft entgegen gienge.

Nach seiner Entlassung blieb Bernstorf nur noch wenige Tage in Dännemark. Er klagte nicht über sein Schicksal, beschuldigte niemand, vertheidigte sich nicht, sondern dankte, statt aller Verantwortung, Gott für alle Dienste, die er dem Lande geleistet hatte.

In Begleitung seiner Gemalin und Klopstocks gieng er im Oktober 1770. nach Hamburg, wo er seine Stunden dem Umgang mit Gott, der Besorgung seiner häuslichen Angelegenheiten, dem Studieren uud seinen Freunden wiedmete.

Er erlebte noch die wichtige Staatsrevolution, die sich in Dännemark zutrug, und betete für seine Feinde in ihrem Elend. Im Jahr 1772. machte endlich der Tod durch einen Schlagfluß seinem ruhmvollen Leben ein Ende; als er noch das sechzigste Jahr nicht vollbracht hatte, und wurde nach der Kirche zu Siebeneichen, einem seiner Stammgüter abgefürt, um allda in der Stille und ohne alles Gepräng, so wie er in seinem Testament verordnet hatte, beerdigt zu werden.

Nach seinem Tod lies man ihm in Dännemark Gerechtigkeit widerfahren, und ehrte sein Andenken in seiner Familie.

XXIII.

Anhang einiger Anekdoten und Reden.

1.

Es war einst bey Lebensstrafe verboten, den Parisern Lebensmittel zuzuführen, da man aber die Gesinnung des Königs, Heinrich IV., kannte; so kehrte sich fast niemand daran. Indeß wollte man doch einmal zwey Bauern aufhängen, weil sie ein paar Karren mit Brod nach Paris gefürt hatten. Heinrich kam dazu; sie baten um ihr Leben, indem sie, wie sie sagten, kein anders Mittel gehabt hätten, sich's zu erhalten, und er schenkte es ihnen nicht nur, sondern gab ihnen noch das Geld, welches er bey sich hatte, mit den Worten: „Geht nur ruhig fort, der Bearner ist arm, und wenn er mehr hätte, würd' er mehr geben."

2.

Einem von eben dieses Königs tapfersten Generalen, La Noue, wurde einst, auf Veranstaltung seiner Gläubiger, sein Geräthe

angehalten. Er beklagte sich darüber bey dem König und bat ihn, Befel zu geben, das Geräthe wieder frey zu lassen. „La Noue, sagte Heinrich, man muß seine Schulden bezalen, ich bezale die meinigen auch.“ — Allein kurz darauf zog er ihn auf die Seite, und gab ihm einige seiner Edelgesteine, um sie bey seinen Gläubigern zum Pfand einzusezen, bis er bezalen konnte. Heinrich besaß selber nicht genug Geld, um ihm auf andere Art helfen zu können.

3.

Kaiser Konrad III. belagerte einst das Städtchen Weinsberg, dabey sollen die Frauen ein sehr merkwürdiges Beyspiel der Treue gegen ihre Männer abgelegt haben. Der Kaiser verstattete den Weibern und Kindern freyen Abzug aus der Stadt, die Männer aber sollten gefangen bleiben, oder gar als Aufrührer hingerichtet werden. Darauf erlangten die Weiber auf ihre Bitten und Vorstellungen noch die Erlaubniß, daß jede von ihrem Vermögen so viel mit sich fortnehmen

dürfte, als sie auf ihren Schultern tragen könnte. Die Weiber liessen all ihre Habseligkeiten zurück und jede trug ihren Mann auf der Schulter mitten durch das kaiserliche Lager, „als das Wertheste, was sie hätten." Selbst der Bruder des Kaisers hielt dafür, daß man ihnen diesen Kunstgriff nicht gestatten könnte. Konrad aber gab zur Antwort: „Was ein Kaiser gesagt hat, darf nicht geändert werden." Er erlaubte den Weibern hierauf, mit ihren Männern und all ihren Gütern fortzuziehen. — In Bürgers Gedichten findet ihr diese Geschichte unter dem Titel: Die Weiber von Weinsberg in einem Liede bearbeitet und Doktor Weis hat eine Melodie, im Bänkelsängerton dazu gesezt, die sich ganz gut singen läßt.

4.

Die Schweizer hatten einst einen sehr bösen Landvogt, Namens Gesler, dieser lies, wie man erzält, öffentlich zu Altorf im Ort Uri eine Stange, auf deren Spize ein Hut war, mit dem Besel aufrichten, daß alle Vor-

übergehenden dem Hut eben so viel Ehrenbezeugung erweisen sollten, als wenn er selbst da wäre. Wilhelm Tell, ein Landmann aus der Nachbarschaft, unterlies es. Zur Strafe legte Gesler ihm auf, weil er ein guter Bogenschüz war, einen Apfel von dem Kopf seines einzigen Sohnes herab zu schiessen. Es gelang ihm glücklich, da er aber auf Befragen des Landvogts, wozu er denn den übrigen Pfeil brauche, antwortete: daß er sogleich mit diesem den Landvogt würde getödtet haben, wenn es ihm bey seinem Sohn mißlungen wäre, so lies ihn dieser gefangen sezen. Tell entkam glücklich und munterte seine Landsleute zur Behauptung ihrer Freyheit auf.

5.

Nach Kaiser Karl VI. Tod wurde seine Prinzessin, Maria Theresia, von verschiedenen Fürsten fast zu gleicher Zeit angegriffen. In dieser Bedrängniß trat sie in der Versammlung der ungarischen Reichsstände zu Preßburg auf. Sie hatte den jezigen Kaiser, Joseph II., der noch in der ersten Kindheit

war,

war, auf dem Arm, und stellte ihnen vor, daß sie mitten in der Verfolgung ihrer Feinde, von allen Freunden verlassen, sich und ihren Sohn dem Beystand dieser grosmütigen Nation übergebe. Die Ungarn zogen ihre Säbel, und riefen: Laßt uns für unsre Königin Maria Theresia sterben. In der That leisteten ihr die Ungarn nicht nur im damaligen Krieg grosse Hülfe, sondern blieben ihr auch während ihrer ganzen Regierung mit vorzüglicher Liebe zugethan.

6.

Kurfürst Johann der Standhafte von Sachsen, sagte einmal zur Belehrung für manche unwissende Edelleute, die nichts als reiten, fechten und jagen konnten: „Es lernt sich wohl von sich selber, wie man zwey Beine über ein Pferd hängen, des Feindes und wilder Thiere sich erwehren, oder einen Hasen fangen soll; darum können solches auch meine Reiterjungen. Aber wie man gottselig leben, christlich regieren, auch Land und Leuten löb-

lich vorstehen soll, dazu bedürfen ich und meine Söhne gelerte Leute und gute Bücher, nächst Gottes Geist und Gnade.

XXIV.

Abschied des Verfassers an seine junge Leser und Leserinen.

Hier, meine Lieben! müssen wir von einander scheiden; aber ich würde die Unwarheit reden, wenn ich sagen wollte, daß ich euch gerne verliesse. Gewisse andere Arbeiten und Verhältnisse rufen mich eine Weile von dem Weg ab, auf dem ich seit zwey Jahren mit wahrer Freude wandelte. Ich hoffe aber, euch wieder aufsuchen und unterhalten zu dürfen, wenn ich erst wieder recht merkwürdige Sachen aus dem Felde der Geschichte ausgelesen und für euch bearbeitet habe. Dies wird, so Gott Leben und Gesundheit verleiht, ohne Zweifel geschehen, denn ich bin ein zu grosser Freund der Jugend und besonders der, welche begierig nach Kenntnissen ist, als daß ich versprechen könnte, nie ihr wieder die Hand zu reichen und mich zum freundschaftlichen Lehrer anzubieten.

Mein Herz segnet oft in den Stunden der Einsamkeit manche der jungen Männer, welche mir ehmals die Vorsicht zu Lehrern gab, die mich in meiner Unerfarenheit leiteten, freundlich zurechtewiesen und mir Dinge sagten, die ich dann durch eigenes Nachdenken verfolgte, und euch jezt wieder sagen kan. Und wenn ich nur Dreyen unter euch mit dieser Arbeit, die ich jezt zu unterbrechen begriffen bin, genuzt, sie auf Vorsehung, Religion, Tugend, Welt und Menschen aufmerksamer gemacht habe; wenn ich nur Dreyen gute Vorsäze und Entschlüsse, die mit der Zeit zu schönen Thaten reifen, erweckt habe: — o so bin ich für alle die Stunden, die ich mit Verfertigung dieses Werkgens zugebracht und gleichsam von denen mir abgerissen habe, die mir die Erfüllung anderer Pflichten zulies, aufs herrlichste belont.

Am Ziel stehen und mit dem Gedanken: „Du darfst hoffen, etwas nüzliches gethan zu haben, um sich blicken;“ ist süsse und entzückend und selten hat mich dies Gefül so ganz

erfüllt,

erfüllt, als jezt, indem ich dies schreibe. Ich weis, daß dasjenige, was wir in der Jugend mit Aufmerksamkeit lernen, am stärksten hängen bleibt und daß wir uns dessen oft in spätern Jahren mit Antheil erinnern. Vielleicht erinnert sich also auch manches unter euch in der Zukunft ein und der andern Lehre, die ich in meinem Buch anschaulich zu machen gesucht habe, nuzt damit sich selbst, oder nuzt andern: und wenn mir das Glück zu Theil wird, o wie ist dann der Same so wohlthätig, den ich ausstreute!

Ich habe gethan, was ich vermochte, was mich Muth und Eifer, etwas zum Besten der aufkeimenden Nachwelt beyzutragen, thun hiessen. Nun liegt es dir ob, liebenswürdige Jugend! — nicht das Buch in den Schrank zu stellen, oder dein Aug etwa an dessen schönem Bande zu weiden, sondern dir Mühe zu geben, dasjenige zu lernen und zu behalten, was ich dir von merkwürdigen Menschen, die sich in der Welt ausgezeichnet, erzält habe, das Laster und den Taugenichts zu

verabscheuen, den Frommen und Rechtschaffenen zu lieben und nachzuahmen; die Pfade des Weisen zu betretten, die Thorheit zu fliehen und den unwissend Irrenden zu bemitleiden. Wessen tägliches Bestreben nicht dahin geht, immer besser und vollkommener zu werden, das zu fliehen, was ihm schaden kan, und dasjenige eifrig zu suchen; so viel in seinen Kräften steht, was sein Bestes fördert, der verdient nicht eine Stelle eines Buchs gelesen zu haben, das ihn dahin füren will.

So lebt hiemit wohl, fleißige, gute und lehrbegierige Kinder! Wachset heran in allem Guten! Werdet rechtschaffene Jünglinge und Mädchen, gute Väter und Mütter und einst glückliche Matronen und Greise! Ich freue mich täglich in dem Kreise einiger wenigen Zöglinge, die mir zum Privatunterricht vertraut worden sind, jeder Fortschritt in Kenntnissen ist Wonne für mich und eben so freu' ich mich eurer, die mich mit Aufmerksamkeit lesen, die ich nicht kenne, und warscheinlich nie werde kennen lernen. Aber es wird eine Zeit

kom-

kommen, und eine bessere Welt, wo wir uns alle gewis zusammenfinden und den vereint anbeten werden, von dessen Liebe, Güte und allwaltender Vorsehung die Welt- und Menschengeschichte unzählige Beweise darlegt und die ich für jezt nur im Schattenriß vorgestellt habe.

Ende des vierten und lezten Bändchens.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Wagensei

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagenseil, Christian Jakob, 1756-1839

Historische Unterhaltungen für die Jugend

Bd.: 4

Augsburg 1783

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 10.154 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11246568-3
VD18 80075193-001